JUMP

Arbeitswelten. Lebenswelten.

Gespräche mit Jugendlichen am Übergang in den Beruf

Interreg Deutschland - Danmark

EUROPEAN UNION

JUMP wird gefördert durch Interreg Deutschland-Danmark mit Mitteln des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung. Erfahren Sie mehr über Interreg Deutschland-Danmark unter www.interreg5a.eu

Inhalt

JUMP – oder wie der sozialintegrative Arbeitsmarkt in der INTERREG-Region gestärkt werden kann – eine kontextuale Einordnung

Eine methodische Einordnung

Biografische Dimensionen von Arbeit

Die Geschichten

Elian: *„Halt das richtige Leben machen“*

Luise: *„Also da muss schon einer mal sagen, wo lang“*

Maria: „Ich unterstütz' mich selbst, also ich lass' mich von niemandem unterstützen“

Moritz: *„Hab mich im Prinzip durchs Leben geschlagen“*

Ruben: *„Ich seh mich halt persönlich da als der große Bruder, der alles irgendwie versuchen will, zu retten“*

Tanja: *„Mich versteht niemand, mich versteht niemand, komplizierter Mensch“*

Sigrid: *„Ich kam mit den dreckigsten Arbeitsschuhen ins d'Angleterre, die es gibt“*

Jette: *„Irgendwas wird aus mir schon werden“*

Arbeitswelten. Lebenswelten. Gespräche mit Jugendlichen am Übergang in den Beruf

Verfasst von: Beatrix Niemeyer, Sebastian Zick, Jan Willem Dreier, Lena Nielsen, Antonia Wies-bach (Europa-Universität Flensburg) sowie Finn M. Sommer Christine Revsbech Jensen (Roskilde Universitet)

Übersetzung: Esther Bertling

Titelbild: Anja Medenwald.

Europa-Universität Flensburg und Roskilde Universitet 2020.

ISBN: 978-87-7349-135-5

Danksagung

Diese Veröffentlichung ist das Ergebnis der Zusammenarbeit mit den Fachkräften der ehemaligen Produktionsschulen MultiCenterSyd (MCS) und Klemmenstrupgaard (PHK) sowie der Bildungs- und Arbeitswerkstatt Südtondern gGmbH (BAW) und der Berufsausbildungs-und Qualifizierungsagentur Lübeck (BQL), deren engagierte Arbeit in dem Interreg Va-Projekt „JUMP – Jobs durch Austausch, Mobilität und Praxis“ wir von Februar 2016 bis September 2020 handlungsforschend begleitet haben. Wir bedanken uns für die Einsichten und Erfahrungen, die durch ihre Offenheit möglich wurden. Und wir bedanken uns bei allen Jugendlichen, die wir im Projektzusammenhang getroffen und die uns in Gesprächen und Interviews einen sehr persönlichen Einblick in ihre Lebensgeschichten gegeben haben.

Die vielfältigen Projektaktivitäten wurden unterstützt von den Netzwerkpartnern *CVJM Lübeck e.V., Baltic Facility Solutions GmbH & Co. KG, Landgasthof Achtruper Stuben, North-Tec Biogas, Service 2 Solution GmbH, Kreishandwerkerschaft Nordfriesland-Nord, Handels- und Gewerbeverein Niebüll, DEHOGA Schleswig-Holstein, The Pigeon Plan, StaySail, The Coffee Connection, Hotel Niels Juel, Scandiloc A/S, Herfølge Kleinsmedie A/S, MFA Midtfalsters Autolakereri A/S, Projekt Fit4Jobs@WattenC, Guldborgsund Kommune* und *Dansk Cykelturisme*. Auch ihnen gilt unser Dank.

Für die Realisierung der Veröffentlichung war die Mitarbeit einer Vielzahl von Studierenden der Europa-Universität Flensburg und der Roskilde Universitet unabdingbar. Bei ihnen bedanken wir uns für die Hilfe bei der Durchführung, Verschriftlichung und Analyse der Interviews.

Zu guter Letzt wäre die deutsch-dänische Zusammenarbeit an dieser Publikation nicht möglich gewesen ohne die Übersetzung, die von Esther Bertling übernommen wurde.

Allen, die an der Fertigstellung beteiligt waren, gilt unser herzlicher Dank.

Flensburg und Roskilde, im September 2020

Die AutorInnen

JUMP – oder wie der sozialintegrative Arbeitsmarkt in der INTERREG-Region gestärkt werden kann – eine kontextuale Einordnung

Die vorliegenden *JUMP-Gespräche über Arbeit* sind im Rahmen des deutsch-dänischen Handlungsforschungsprojekts JUMP - Jobs durch aUstausch, Mobilität und Praxis entstanden. JUMP wurde von 2016-2020 von Interreg Va gefördert und zielte auf die soziale und berufliche Integration sozial benachteiligter Jugendlicher am Übergang Schule-Beruf. Der Projektverbund setzte sich aus je zwei deutschen Bildungsträgern und dänischen Produktionsschulen sowie je einer deutschen und dänischen Universität zusammen (siehe Infobox). Im Rahmen des Projekts wurde eine Vielzahl unterschiedlicher Aktivitäten konzipiert, organisiert und durchgeführt, die unter dem Motto „Das gute Leben und Arbeiten in der Region, in der wir leben" Bildungs- und Arbeitserfahrungen im Nachbarland ermöglichten: Während vier- bis fünftägigen deutsch-dänischen Zukunftswerkstätten wurden Ideen für die Stärkung des sozialintegrativen Arbeitsmarkts in der Region entwickelt und erprobt, eintägige Inspirationstouren, mehrtätige Werkstattaustausche oder ein zweiwöchiges Auslandspraktikum sowie weitere mehrtägige Aktivitäten wie die Einrichtung eines Fahrradhotels oder eine grenzüberschreitenden Fahrradtour erweiterten schrittweise die „Komfortzone", die Erfahrungen von Arbeiten, Lernen und Leben im anderen Land.[1]

Infobox 1
Projektpartner des JUMP-Projekts

Deutschland

- Berufsausbildungs- und Qualifizierungsagentur Lübeck (BQL)
- Bildungs- und Arbeitswerkstatt Südtondern gGmbH, Niebüll (BAW)
- Europa-Universität Flensburg (EUF)

Dänemark

- Multicenter Syd, Nykøbing Falster (MCS) (jetzt FGU Lolland-Falster)
- Produktionshøjskolen Klemmenstrupgård, Køge (PHK) (jetzt FGU Midt- og Østsjælland) (Projektpartner bis 2019)
- Roskilde Universitet (RUC)

Das Thema „Arbeit" nimmt dabei im Kontext des Projekts aus mehreren Perspektiven eine bedeutende Rolle ein:

Handlungsorientiertes Lernen – das Produktionsschulprinzip

Alle Projektaktivitäten sowie auch alle Tätigkeiten in den teilnehmenden Bildungsträgern oder Produktionsschulen beziehen sich auf spezifisch pädagogische Weise auf Arbeit. Konzeptionell orientieren

[1] Eine detailliertere Übersicht der über JUMP entwickelten Formate und Aktivitäten finden sich in der Projektpublikation „Mobilitätsmöglichkeiten und Mobilitätsmodelle in JUMP", vgl.: http://www.jump-projekt.eu/cms/wp-content/uploads/2019/02/2018-12-Mobilit%C3%A4tsphasen-deutsch.pdf

sich alle Arbeitsformen an der Idee des handlungsorientierten Lernens, welche gerade für Produktionsschulen paradigmatisch ist. Entgegen üblicher Formen z.B. schulischen Lernens konzentriert sich die Pädagogik der Produktionsschule auf durch produktive Tätigkeiten vermittelte Lernprozesse. Durch die Beschäftigung mit der konkreten Umwelt wird das Arbeiten zur Möglichkeit der Gestaltung und des Bildens von Welt und Selbst. Dieses Verständnis von Arbeit ist durchgängiger Bestandteil der Tätigkeit in den dänischen Produktionsschulen, den deutschen Bildungsträgern wie auch in allen Projektaktivitäten. Das Produktionsschulprinzip integriert Lernprozesse in die Praxis betrieblicher Arbeitsabläufe. Fachpraktische und theoretische Kenntnisse werden dadurch in sinnstiftenden Zusammenhängen erworben, die aktive Teilhabe an authentischen Arbeitsprozessen vermittelt zudem Zugehörigkeit und Anerkennung.

Erwerbsorientierung

Der institutionelle Kontext der Bildungsträger und Produktionsschulen ist auf Arbeit als Erwerbsarbeit ausgerichtet. Dabei zielen die berufsvorbereitenden Maßnahmen, in denen die deutschen Teilnehmer:innen sowie die dänischen Produktionsschüler:innen tätig sind, auf das langfristige Ziel der Erwerbsfähigkeit, d.h. auf die Integration in die Arbeitswelt, ab. Der Logik und Struktur des deutschen wie auch dänischen Ausbildungssystems folgend, sind Bildung, Lernen oder Qualifikationen als Voraussetzungen zur Aufnahme qualifizierter Erwerbsarbeit zu betrachten. Berufsvorbereitende Maßnahmen des Übergangssystems vermitteln die formalen Qualifikationen, die als Voraussetzung für die erfolgreiche Einmündung in Erwerbsarbeit bzw. Ausbildung gelten. Erwerbsarbeit stellt das Primat der Bemühungen dar, Qualifikation ermöglicht Arbeit erst.

Arbeitsmarktorientierung

Gleichzeitig sind die Produktionsschul-Institutionen in der Region verortet, auf den regionalen Arbeitsmarkt ausgerichtet und über ihre Kooperationsbeziehungen vernetzt. Sie arbeiten mit Betrieben, Kommunen und anderen Akteuren zusammen. Ausbildungs- und Qualifizierungsangebote orientieren sich auch an den spezifischen regionalen Bedarfen, die beiderseits der Grenze ähnlich strukturiert sind. In einer ländlichen Gegend, die ökonomisch stark vom Tourismus geprägt ist, bezieht sich auch die Suche nach innovativen Beschäftigungsgelegenheiten auf „das gute Leben in der Region, in der wir leben“, d. h. auf ökologisch, ökonomisch und sozial nachhaltige Tätigkeiten.

Imaginationen von Arbeit

Die Jugendlichen, die hier im Folgenden zu Wort kommen, befinden sich am Anfang ihrer Erwerbsbiografie. Ihre bisherigen Arbeitserfahrungen haben sie zumeist in pädagogisch gerahmten Zusammenhängen gesammelt. Sie nehmen nicht an einer berufsvorbereitenden Maßnahme teil, weil sie eine Arbeit „verloren“ haben, vielmehr haben sie bislang noch keinen Zugang zu Erwerbstätigkeit gefunden.

Dies hat wiederum diverse Gründe: Teilweise konnten sie mit ihren bisherigen Qualifikationen keinen Ausbildungsplatz finden, teilweise möchten sie über die Maßnahme schulische Qualifikation erwerben oder nachholen, die die Voraussetzung zur Aufnahme der anvisierten Berufsausbildung sind, teilweise dient die Teilnahme an einer Maßnahme eher als individuelle Orientierung oder Stabilisierung, häufig treffen alle Punkte gemeinsam zu. Damit wird aber auch deutlich, dass der Blick der Jugendlichen auf Arbeit innerhalb der Übergangszeit größtenteils kein erfahrungsbezogener, sondern ein vorausschauender ist: Die Teilnehmer:innen der einzelnen Berufsvorbereitungsmaßnahmen, die häufig soziale Benachteiligungen erfahren haben und erfahren, sind nicht bereits am Arbeitsmarkt gescheitert, sondern stehen an der Schwelle zur ersten Erwerbsarbeit.

Im Rahmen dieser „JUMP-Geschichten über Arbeit“ steht die Verständigung über Dimensionen von Arbeit aus der Perspektive von sozial benachteiligten Jugendlichen im Mittelpunkt des Interesses. Ob ‚Arbeit‘ dabei eine Hochschätzung als Wertschöpfungsprozess und Quell gesellschaftlichen Reichtums erfährt, sie als Dienst an der Gemeinschaft, als Chance zur Selbstverwirklichung und Selbsterfahrung, als Möglichkeit mit sich, anderen und der Welt in ein dialogisches Verhältnis zu gelangen oder als notwendiges Übel verstanden wird, wird nicht vorangestellt, sondern entlang der Perspektiven der Jugendlichen sichtbar gemacht. So lässt sich nachvollziehen, wie die Jugendlichen, mit denen wir im Rahmen des Projekts JUMP sprechen konnten, aus ihren subjektiven Lebenslagen heraus Arbeit begreifen, was Arbeit für sie bedeutet, für sie bedeuten kann und welche Erfahrungen von und Erwartungen an Arbeit sie subjektiv als bedeutsam markieren. Ziel ist entsprechend die Entwicklung eines Verständnisses von Arbeit, das die tendenzielle Engführung des Berufsvorbereitungssystems durch eine biografiesensible und teilnehmer:innenorientierte Sammlung von Geschichten in Frage stellt.

Eine methodische Einordnung

Dazu haben wir über die Projektlaufzeit von JUMP mit einer Vielzahl von Jugendlichen gesprochen. Acht dieser Gespräche, sechs davon mit deutschen, zwei mit dänischen Jugendlichen, haben Eingang in diese Veröffentlichung gefunden. Im Rahmen von JUMP haben wir die Jugendlichen in unterschiedlichen Kontexten kennengelernt. Manchmal trafen wir uns nur für dieses Interview, teilweise kannten wir uns während der Interviews bereits durch mehrtägige Projektaktivitäten im deutschen oder dänischen Ausland, in einem Fall (Jette) fand unsere Unterhaltung während eines Praktikums statt. Die Interviews beinhalten jeweils sowohl biografisch-narrative Elemente als auch durch einen Leitfaden vorgegebene Fragen zur individuellen Bedeutung von Arbeit. Wir fragten die Jugendlichen nach ihren biografischen Eckdaten sowie ihren prägenden Erfahrungen und Erlebnissen. Wir wollten von ihnen wissen, was Arbeit für sie bedeutet, welche Arbeitserfahrungen sie bisher gemacht haben, wie ihre derzeitige Arbeits- und Lebenslage einschätzen und welche Erwartungen, Hoffnungen und Ängste sie

haben, wenn sie in die Zukunft blicken. Teilweise ging es vor dem Hintergrund der Projekterfahrungen auch um die Erfahrungen von Arbeit im Ausland oder um die Reflexion von Unterschieden zwischen Deutschland und Dänemark.

Die unserer Ansicht nach wesentlichen Inhalte der Gespräche werden im Folgenden in Form einzelner Geschichten wiedergegeben, die von Mitarbeiter:innen und Studierenden der Universitäten Roskilde und Flensburg verfasst wurden. Uns war es dabei ein entscheidendes Anliegen, so wenig wie möglich als Interpretator:innen der Interviews in den Vordergrund zu treten, sondern vor allem die subjektiven Sinngebungsprozesse der Jugendlichen in Form einer Geschichte sichtbar werden zu lassen. Als Ergebnisse dieses Prozesses werfen die Geschichten ein Licht auf die Bedingungen, unter denen Jugendliche im Übergangssystem mitunter leben, lernen und arbeiten. Sie erzählen von frühkindlichen Gewalterfahrungen, von Drogenmissbrauch, von z.T. schwerwiegenden Problemen mit Eltern, Geschwistern, Partner:innen oder Peers, von Erfahrungen schulischen Misserfolgs, von Ausgrenzungen, aber auch von stabilisierenden Kräften, (neuen) Orientierungen, Anerkennungs- und Selbstwirksamkeitserfahrungen und individuellen Zukunftsperspektiven auf Arbeit oder auch Leben im Allgemeinen.

Sie ermöglichen eine Erweiterung zum zumeist auf qualifikatorische Aspekte limitierten Blick des Berufsvorbereitungssystems auf Arbeit, indem sie jene Dimensionen von Arbeit zu Tage treten lassen, welche von den Jugendlichen als relevant markiert werden. Sie lassen dadurch kritisch hinterfragen, inwiefern das Berufsvorbereitungssystem in seiner derzeitigen Praxis die Wünsche und Bedürfnisse, aber auch Bedingungen und Barrieren der Jugendlichen einzubinden vermag. Sie betonen damit auch soziale und generationale Differenzlinien: „Erwachsenen“ (und d.h. hier: Personen, deren Erwerbsarbeit im unmittelbaren oder auch im weiteren Sinn auf die Vermittlung von Jugendlichen in Arbeit abzielt) haben mitunter eine andere Perspektive auf Arbeit als „Jugendliche“ – auch, weil sie in stärkerem Maße über *Erfahrungen von Arbeit* und nicht (nur) über *Erwartungen an Arbeit* verfügen. Bildungsplaner:innen, Pädagog:innen, Arbeitsmarktpolitiker:innen u.a. im oder durch das Übergangssystem Beschäftigte entwerfen Maßnahmen zur Übergangsförderung vor dem Hintergrund ihrer biografischen, sozialen und generationalen Arbeitsmarkts- und Erwerbsperspektive, die nicht notwendig und nicht primär an den Lebenswelten der Jugendlichen orientiert ist und mit ihnen mitunter im Widerspruch stehen kann. Um diese Differenzlinien deutlich werden zu lassen, erscheint uns eine Orientierung an den biografischen Perspektiven der Jugendlichen im besonderen Maße gewinnbringend.

Biografische Dimensionen von Arbeit

Die JUMP-Gespräche über Arbeit eröffnen Einblicke in die Orientierungsprozesse von Jugendlichen „mit schwerem biografischen Gepäck“[2]. Bei der Lektüre der Erzählungen der Jugendlichen werden Dimensionen von Arbeit erkennbar, die über die Engführung auf Erwerbsarbeit hinausgehen, oder die durch die Gleichsetzung von Arbeit mit Erwerbsarbeit dethematisiert, zum Verstummen gebracht werden: Sie geben Einblick in die soziale und identitätsstiftende Wirkung von Arbeit und Tätig-Sein. Sie illustrieren, wie die Jugendlichen Verantwortung für sich und andere übernehmen (wollen), wie sie selbstständig werden (wollen) und welchen Barrieren sie dabei begegnen. Sie schildern Erfahrungen von Selbstwirksamkeit, Sinnstiftung und Anerkennung, die sich nicht selten als Kontrasterfahrungen zu biografisch erlittenen Unwirksamkeits- oder Verkennungserfahrungen lesen lassen. Sie zeugen auch von Erwartungen an Erwerbsarbeit wie Spaß, Freude, Abwechslung oder Unterhaltung und damit von der Hoffnung, dass sich die angestrebte Ausbildung oder der anvisierte Beruf mit den individuellen Interessen und Vorlieben verbinden lässt. Sie zeigen, wie Jugendliche vor dem Hintergrund ihrer biografischen Erfahrungen mit Widrigkeiten umgehen, denen sie am Übergang Schule-Beruf begegnen. Und sie verdeutlichen schließlich, wie vielfältig der Wert, der Zweck oder der Sinn von Arbeit individuell gedeutet werden kann – teils erscheint Arbeit dann sinnvoll, wenn sie einen Dienst an der Gesellschaft verrichtet, teils orientiert sich ihr Nutzen an der Zufriedenheit oder den Wünschen der Kund:innen. Wo manche Jugendliche Arbeit als (bloße) materielle Notwendigkeit sehen, verbinden sich für andere mit neuen Tätigkeiten Chancen des individuellen Wachstums, der Reife, der „Heilung“ erlittener Verletzungen, der Erlangung oder Behauptung von Eigenständigkeit. Die Geschichten dokumentieren so vielfältige Modi der individuellen In-Verhältnis-Setzungen von Ich und (Erwerbs)Arbeit, brechen so eine einzig auf Qualifizierung und Erwerbsarbeit blickende Perspektive auf und helfen dabei, einen Einblick in die Lebenswelten der Jugendlichen zu erhalten. Anhand der Geschichten wird deutlich, dass Erwerbsarbeit in den meisten Fällen nicht als Erfahrung, sondern eher als Projektion zum Gegenstand des Nachdenkens und Sprechens der Jugendlichen wird.

Innerhalb dieser eröffneten Lebenswelten fallen bei der Lektüre der Geschichte eine Vielzahl an Erfahrungen oder Merkmalen auf, die von den Jugendlichen als biografische Erschwernisse wahrgenommen werden. Sie beziehen sich häufig nicht unmittelbar auf Erwerbsarbeit, lassen sich in ihrer Folge aber immer auch auf diese beziehen. Erlittene und ausgeübte Gewalt, persönliche oder familiäre Erfahrungen mit Drogenmissbrauch, Mobbing, schulischer Misserfolg, eigene Beziehungserfahrungen, körper-

[2] Niemeyer, B./Zick, S./Sommer M., F./Revsbech Jensen, C.: Mobil mit schwerem biografischem Gepäck. Auslandserfahrungen benachteiligter Jugendlicher in der Berufsvorbereitung. Bielefeld 2020. Online verfügbar unter: https://www.wbv.de/artikel/6004622.

liche Einschränkungen, psychische Krankheit, familiäre Umbrüche, Armut und erschwerte Wohnsituationen werden von den Jugendlichen als Störfaktoren auf dem Weg ins Erwachsenenalter benannt und als prägend beschrieben. In vielen Geschichten tauchen gleich mehrere dieser Erfahrungen auf. Grundsätzliche Schwierigkeiten im Verhältnis zu Menschen, die Selbstattribuierung mit „Kälte“ oder Schilderungen über die Schwierigkeit, vertrauensvolle soziale Beziehungen aufzubauen, werden von den Jugendlichen in einen direkten Zusammenhang mit biografischen Vorerfahrungen gebracht. Vor diesem Hintergrund lässt sich das Muster einer in hohem Maße fragilen Eigenständigkeit erkennen. Individuelle Erwerbsorientierungsprozesse, das Einfügen in die durchstrukturierten Abläufe des Übergangssystems oder die normative Orientierung an Qualifizierungsschemata finden unter diesen biografischen Voraussetzungen und Bedingungen statt und sind der Verarbeitung individueller Traumata und Problemlagen teilweise auch individuell nachgelagert.

Die oben beschriebenen Merkmale (kein Ausbildungsplatz, kein Schulabschluss, keine weiterführenden Qualifikationen) sind wiederum in vielen Fällen als Symptome individueller und sozialer Benachteiligungsstrukturen zu verstehen, die biografisch die schulischen wie auch beruflichen Erfolgschancen beschränkt haben und dies häufig nach wie vor tun. Die folgenden Geschichten geben einen Einblick in die unterschiedlichen Lebenswelten Jugendlicher am Übergang Schule-Beruf und verdeutlichen dabei auch, welche biografischen Erfahrungen die Jugendlichen in ihre Übergangszeit mitbringen und wie diese ihren Blick auf sich selbst, auf andere(s), auf ihre Arbeit und ihre persönliche und berufliche Zukunft mitprägen.

Gleichzeitig bilden die biografischen Erfahrungen der Jugendlichen keinesfalls lediglich Hürden oder Barrieren der individuellen Entfaltung und sind auch nicht als bloße Hemmnisse zur Aufnahme von Erwerbsarbeitsverhältnissen zu betrachten. Vielmehr bilden sie die von den Jugendlichen im Rahmen der Interviews zur Schilderung ihres Lebenswegs als besonders bedeutsam herangezogenen Sozialisationserfahrungen, vor deren Hintergrund die Jugendlichen ihr Verhältnis zu und Verständnis von sich und anderen entwickeln. Die Weise, in der die Jugendlichen in unseren Gesprächen in die Zukunft blicken, geschieht jeweils in der Aufnahme der eigenen Erfahrungen aus einer bestimmten biografischen Perspektive. Der Blick in die Zukunft speist sich entsprechend jeweils auch aus dem zum Zeitpunkt des Interviews gegenwärtigen Verständnis der individuellen Vergangenheit. Die Jugendlichen sind dadurch auch nicht „Opfer“, sondern Akteur:innen ihrer eigenen Biografie. Wie die jungen Menschen als negativ wahrgenommene Erfahrungen produktiv umdeuten, zeigt sich an vielen Stellen unserer Gespräche. Manchmal hat gerade die Erfahrung von Mobbing den Jugendlichen die Wichtigkeit eines sozialen Miteinanders aufgezeigt. Teilweise ist die Erfahrung von Armut in der Kindheit der Anlass und Antrieb zur Erwerbsarbeit in der Übernahme von Verantwortung für jüngere Geschwister. Teilweise hat die Erfah-

rung sozialen Ausschlusses auch dazu geführt, nun besonders sensibel für Momente sozialer Ungleichheit zu sein. Rückblickend werden eigene Entscheidungen mitunter als falsch bewertet oder die „falschen“ sozialen Kontakte als Gründe für negative Entwicklungen aufgeführt. Der Umgang mit den Erfahrungen und Entscheidungen der individuellen Vergangenheit zeigt sich in den Geschichten in eindrücklichen Selbstappellen, Strategien und Zielen: *das Leben ernst nehmen*, *sich stabilisieren*, *sich wieder aufbauen*, *reifer werden* oder *das richtige Leben machen* sind einige der Ausdrücke, die die Jugendlichen wählen, um ihre bereits vollzogene oder angestrebte Entwicklung als Auseinandersetzung mit ihren biografischen Erfahrungen zu illustrieren. Sie legen gleichzeitig auch offen, dass mit all diesen beschriebenen Wegen und Strategien, auch persönliche Abschiede, Trennungen oder Veränderungen einhergingen.

Neben den oben skizzierten biografischen Querschnittsthemen spielt in allen Geschichten auch der direkte Bezug auf Erwerbsarbeit eine wichtige Rolle. In der Art, wie die Jugendlichen über Arbeit sprechen, wird deutlich werden, dass ihr subjektives Bild von Arbeit zumeist nur zu geringen Teilen aus eigenen Arbeitserfahrungen, sondern vielmehr aus Erwartungen, Befürchtungen und Hoffnungen an eine zukünftige Erwerbsarbeit besteht. Die bisherigen Arbeitserfahrungen der Jugendlichen bestehen größtenteils aus im Rahmen der Berufsvorbereitung absolvierten Praktika oder kurzfristigen Aushilfsjobs. Bis auf Jette hat keine:r der Jugendlichen bereits eine Ausbildung abgeschlossen, keine:r von ihnen ist bereits einer qualifizierten Tätigkeit nachgegangen.

Dennoch weisen die Jugendlichen ein spezifisches Wissen über den Gegenstand „Arbeit“ auf, sie verfügen über eigene Dimensionen von Arbeitserfahrung. Sie erzählen, auch wenn einzelne Aspekte ihrer Darstellungen nicht immer mit den realen Begebenheiten zusammenpassen, teilweise sehr detailliert über die Anforderungen spezifischer Berufsfelder oder über die Abläufe der von ihnen anvisierten Ausbildung. Aus den Geschichten wird dabei deutlich, dass die Kenntnisse der Jugendlichen über Arbeit eben nicht auf eigener Erfahrung, sondern größtenteils auf der Vermittlung durch wichtige Bezugspersonen, durch signifikante Andere, beruhen. Dies betrifft sowohl grundsätzliche Bestimmungen über Sinn und Zweck des (Erwerbs)Arbeitens als auch konkrete Vorstellungen über Alltage, Aufgaben und Herausforderungen in „der“ beruflichen Realität. Dabei werden unterschiedliche Akteur:innen im Prozess der individuellen Berufs- und Erwerbsorientierung relevant.

In nahezu allen Geschichten ist es zunächst die Familie und hier vor allem die Eltern, denen im Zuge der Erwerbsorientierung eine große Bedeutung von den Jugendlichen beigemessen wird. Die Ausbildungs- oder Berufswahl sowie die Vorstellung von Arbeit wird, den Geschichten folgend, maßgeblich durch familiäre Sozialisation oder die Weitergabe von Erfahrungen vermittelt. Dabei zeigen sich unterschiedliche Formen der familiären Vermittlung von Arbeit. Teilweise setzen sich die Jugendlichen mit ihrer Berufswahl in eine familiäre Tradition, ihre Berufswünsche orientieren sich an Vorbildern, die sie

in ihrem Familienzusammenhang finden, an Personen, die ihnen wichtig sind. Manchmal haben eher Hinweise auf die eigenen Stärken den Berufswahlprozess beeinflusst. Mal agieren die Eltern oder andere Familienmitglieder eher als Berater:innen, mal erscheinen sie als Vorbilder, denen die Jugendlichen in Berufswahl, aber auch im normativen Verständnis von Arbeit nacheifern wollen. Für die Jugendlichen, mit denen wir gesprochen haben, scheint Familie im Kontext der Erwerbsorientierung so einen zentralen Bezugsrahmen zu bilden. Dies gilt explizit auch im Falle sehr negativ behafteter familiärer Vorerfahrungen.

Neben der Familie und der vereinzelten Nennung von Peers werden von einigen Jugendlichen auch Bildungsträger und Produktionsschulen als biografisch sehr bedeutsam beschrieben, wobei ihnen keine einheitliche Bedeutung in den Geschichten zuteilwird. Manche der Jugendlichen beschreiben vor allem den Kontakt zu einzelnen Bezugspersonen, ihren Werkstattpädagog:innen als zentral. Im Vordergrund der Erzählungen steht dabei zumeist nicht die fachliche Qualifizierung oder die Vermittlung fachlicher Kompetenzen, sondern eher der zwischenmenschliche Kontakt, die Aufmerksamkeit und auch Anerkennung, mit denen die Pädagog:innen den Jugendlichen begegneten. In anderen Erzählungen wirkt wiederum eher die ausgeübte Tätigkeit in den Werkstätten als orientierend. In wieder anderen wird die Teilnahme an den berufsvorbereitenden Maßnahmen im Allgemeinen als positiv wahrgenommen und dabei häufig den schulischen Erfahrungen sowohl sozial als auch in Bezug auf die Lernformen entgegengesetzt. Die Regelschulzeit der Jugendlichen taucht wiederum als Faktor oder Ort individueller Erwerbsorientierung nahezu gar nicht auf. Die Schulerfahrungen der Jugendlichen stehen in den Geschichten häufig in Zusammenhang mit Misserfolg, Mobbing, Scheitern, rückblickend falschen Entscheidungen und häufigen Umbrüchen. Berufsorientierende Komponenten der Schule werden von den Jugendlichen nicht benannt.

Auch ohne einen unmittelbaren Arbeitsmarktbezug, ohne Eigenerfahrungen mit Erwerbsarbeit gesammelt zu haben, wurde in unseren Gesprächen die biografische Bedeutsamkeit von Arbeit deutlich. Mit Arbeit verbinden sich Hoffnungen und Zukunftsperspektiven, die nicht nur auf die Teilhabe am Erwerbsleben gerichtet sind. Selbstverständlich ist die Erwerbsdimension zentral, aber die die identitätsstiftenden Funktionen von Arbeit sind stets mit angesprochen. Arbeit kann Selbstwirksamkeitserfahrungen ermöglichen, die Vorstellungen künftiger Berufstätigkeit werden mit Selbstwirksamkeitserwartungen verbunden. Sie beinhalten den Wunsch nach sozialer Anerkennung und Zugehörigkeit; die biografische Bedeutung sozialer Bindungen und Beziehungen wird auf die Vorstellungen zukünftiger Berufstätigkeit übertragen. Dabei wird klar: Arbeit muss Sinn machen. Wenn die Erfahrung sinnstiftenden Tätig-Seins (noch) fehlt, werden andere Sinndimensionen damit in Verbindung gebracht: Familie, Bindungen, Anerkennung, positive Selbstwirksamkeitserfahrungen zeichnen die Erwartungen an Arbeit insbesondere dann, wenn eine konkrete Hoffnung auf eine bestimmte Arbeit thematisiert wird.

Die Geschichten

Elian: *„Halt das richtige Leben machen.“*

von Lena Nielsen

Familiäres, Umfeld und Freunde

Elian ist zum Zeitpunkt des Interviews 18 Jahre alt. Er hat ein stabiles Elternhaus, das ihm Rückhalt und Unterstützung bietet. Sein Vater ist gebürtiger Albaner und seine Mutter stammt aus Deutschland. Dadurch, dass seine Großeltern in Albanien leben, besucht Elian diese von Zeit zu Zeit und beherrscht die Landessprache. Er selbst ist jedoch in Deutschland geboren.

Er hat fünf Geschwister, empfindet diese als *„[...] ein bisschen nervig.“* und erwähnt sie im Interview nicht weiter. Eine entscheidendere Rolle spricht er seinen Eltern zu. Beide sind berufstätig und ein Vorbild für ihn. Elian interessiert sich für beide Berufe seiner Eltern. Sein Vater hat eine eigene Kfz-Werkstatt, die ihn schon von klein auf fasziniert hat und auch die Arbeit seiner Mutter empfindet Elian als angenehm. *„Meine Mutter arbeitet im Büro. [...] Sie macht sowas. Auch cool. [...] Also, das macht auch Spaß.“*

Er macht deutlich, dass seine Familie ein starkes Netz für ihn darstellt und dass sie einen großen Stellenwert in seinem Leben einnimmt. Einer seiner drei Wünsche gilt der Gesundheit seiner Familie. *„Das is das Wichtigste dran. [...] Vor allen Dingen meine Mutter.“*

Elian sieht in seiner Mutter eine gute Ratgeberin, auf die er hört und deren Rat er gerade, wenn es um seine berufliche Zukunft geht, ernst nimmt:

> *„Meine Mutter hat auch zu mir gesagt, es ist besser, geh, mach deine Hauptschule nach, bau keinen Mist, hab nicht viel mit Ff.. Freunde zu tun, mach deine Ding, Hauptschule, und dann Ausbildung.“*

Er wohnt mit seiner Familie in einer norddeutschen Großstadt. Klar wird in diesem Zusammenhang nicht, in welchen Stadtteil genau, jedoch scheint sich Elian stark mit dem Stadtteil Einfeld zu identifizieren, den er selbst als *„Ghetto-Gegend“* beschreibt. Er erzählte während des Interviews mehrere Minuten von eigenen Erlebnissen und den Erlebnissen seiner Bekannten: *„Also die Gegend is da bisschen, und da is nur Messerstecherei.“*

Erfahrungen und Wegbegleiter

Elian probierte sich bereits durch verschiedene Praktika in den Bereichen Gastronomie und Metallbau aus, jedoch stellt er für sich fest: *„Lieber was reparieren."*

Elian kennt durch die Arbeit seines Vaters den Umgang mit Autos und ist stolz auf das, was er bereits durch ihn gelernt hat und heute kann: *„Ja, ich bin halt mit Autos aufgewachsen, ne?! Mein Vater macht sehrsehrsehrviel mit Autos. [...] Ich kann vieles jetzt alleine."*

Für Elian steht grundsätzlich im Vordergrund, etwas Eigenes zu erreichen. Aus diesem Grund habe er sich gegen eine Ausbildung im Betrieb seines Vaters entschieden: *„Is immer besser, auf eigenen Beinen zu stehen."*

Auf die Frage, was er sich ansonsten für seine Zukunft wünscht, erwähnt er einen Audi A8, den auch sein Bruder und sein Vater fahren: *„Mein Bruder fährt den auch, ich darf den auch natürlich fahren, aber is halt anders, wenn er dir gehört."* Daran wird deutlich, dass vor allem sein Vater und sein Bruder für ihn einen Maßstab setzen, den er in materieller und beruflicher Hinsicht erreichen möchte. Angeleitet durch diese Gedanken, hat Elian sich bereits Ziele für seine Zukunft gesetzt: *„Kfz erstmal durchziehen, dreieinhalb Jahre. Wenn ich das schaffe, hoffe ich, dann sofort Meister machen."*

Diese Einstellung hätte er nach seiner Ansicht jedoch nicht ohne seine Vorbilder geschafft, die er sich in den letzten Jahren gesucht hat und die ihn motivieren. Auch sein Freund Leve ist seiner Perspektive folgend ein gutes Vorbild, da er die Werte vertritt, die Elian als positiv und männlich einordnet. *„Er hat mir auf guten Weg gebracht, ne?"* Leve wird von ihm als sehr diszipliniert und fokussiert beschrieben; dieser kümmert sich um seine Mutter, trainiert viel und achtet strikt auf seine Ernährung. Elian bewundert ihn für seine Disziplin und seine physische Erscheinung: *„So ein Tier hab ich noch nie gesehen."*

Er selbst sieht sich in diesem Zusammenhang immer mehr als Vorbild für andere, da er seiner Ansicht nach seine eigene Lebenslektion gelernt hat: *„Ich hab Respekt gelernt vor allen Dingen. Ich hab gelernt, dass ich anderen Menschen auch helfen kann."*

Arbeitseinstellung

Elian ist nun bereits seit einem Jahr auf der Produktionsschule, misst seiner Tätigkeit im Malerbereich aber nicht dieselbe Wertigkeit wie einer Ausbildung bei. Auch auf die Frage, ob diese Maßnahme *„richtige Arbeit"* für ihn ist, antwortet er: *„'s geht halt, ne?! Wenn die einen Leute sagen, du musst das machen und das machen, wenn du's nich machst, kriegst du halt schlechte Noten, ne?!"*

Aus seiner Schilderung geht hervor, dass er die Arbeit beim Bildungsträger als Mittel zum Zweck ansieht. Trotzdem fällt es ihm heute leichter als noch zu Schulzeiten, sich nach den Vorgaben zu richten

und sich an Regeln zu halten. Elian verfügt über keinen Hauptschulabschluss. Rückblickend sieht er die Schuld dafür bei sich selbst:

> *„Da hab ich ganz viel Mist gebaut, kam halt nich immer nach, dann hab ich meinen Haupt nich geschafft, wegen der Fehlzeiten, ich habe mich immer so auf die Freunde konzentriert und das war halt das Falsche man realisiert immer erst später, was richtig und was falsch ist."*

Er sagt heute von sich, dass er sich entwickelt hat: *„Hab euch, hab ich auch zu meiner Mutter gesagt: Fernhalten! Das ist immer besser."* Mit seinen früheren Freunden hat er nichts mehr zu tun. Er resümiert für sich: *„Nie wieder! Ich hab auch soviele Freunde von mir gelöscht, vom Handy. [...] Das sind einfach falsche Freunde!"*

Auf die Frage, was Arbeit für ihn bedeutet, entgegnet Elian „*Geld verdienen."* Er gibt an, dass er den Zusammenhang zwischen Arbeit und Geld bereits früh erkannt hat: *„Und... mein Vater hat mich halt immer so gefragt, ob ich sein Auto bisschen machen soll. Krieg ich paar Euros dafür."* Trotzdem ist Geld für Elian nicht alles. Auf Nachfrage stellte sich heraus, dass die finanziellen Faktoren für ihn eine untergeordnete Rolle spielen. Eher spricht Elian von der Bereicherung durch neue Kontakte sowie dem Zugewinn von Reife und Männlichkeit, die für ihn ein zentrales Element in seinem Entwicklungsprozess darstellt:

> *„Meine Mutter sagt ja immer, wenn man Ausbildung macht, wird man ja auch reifer, weil das frühe Aufsehen, und dann... musst auch richtig ins Zeug legen, du lernst auch viel [...] dann weiß du halt, was arbeiten ist, ne?! Dann wirst du auch automatisch männlicher, im Kopf reifer her."*

Elian beschreibt Arbeit erst dann als sinnvoll, *„Wenn du sorgfältig und sauber machst"* und er erwähnt, dass Arbeit für ihn eine höhere Priorität hat als eigene Hobbys: *„Ne, Job is viel wichtiger."*

Außerdem zieht er für sich den Schluss, dass sich harte Arbeit sowie auch seine Bemühungen auszahlen. Heute ist er stolz auf seinen Ausbildungsplatz:

> *„Dafür hab ich sehr viel getan. [...] Bewerbung geschrieben, gekämpft. Ich hab da fünf Wochen Praktikum gemacht. [...] Dann wurde ich erst angenommen dafür. War auch nicht leicht."*

Innerhalb des Bildungsträgers hat Elian Kontakte gefunden, mit denen er Spaß hat und die für ihn da sind. *„Herr Kohne und Herr Lorenzen, richtig korrekte Jungs."* Er erkennt ihre Position an: *„er ist halt 'n Meister, muss man nett, Respekt zeigen."* Hieran wird deutlich, wie man aus Elians Perspektive mit Autoritätspersonen umzugehen hat. Das Thema Respekt scheint dabei in Elian stark verankert zu sein und wird immer wieder angesprochen. Auf die Frage, ob ihm die Zeit beim Bildungsträger etwas genützt hat, sagt er*:*

„Gab's tolle Freunde. Hab.. Ich hab auch viel gelernt von da. Sehr, sehr viel gelernt. [...] Ich hab Respekt gelernt vor allen Dingen. Ich hab gelernt, dass ich anderen Menschen auch helfen kann. [...] Die, zu dem Weg führen und nich das, was ich gemacht hab [...]."

Heute kann er seiner Meinung nach gut mit den Anweisungen von Autoritätspersonen umgehen: *„Oder, wenn er zu dir sagt, er Anleiter, du sollst das und das machen, dann musst du halt das und das machen. Nich jetzt irgendwo abhauen oder so."*

Er verdeutlicht, dass er inzwischen gelernt hat, sich so zu verhalten, dass er in seinem Leben vorankommt. Rückblickend auf seine Schulkarriere sagt er, dass er erst seine Lektion lernen musste: *„[...], weil wenn man jung ist, weiß man nicht, was man später tut, ne?"* Seiner Ansicht nach, sollte in den Schulen konsequenter gehandelt werden, wenn geschwänzt wird. Er sieht einen Rausschmiss als Methode, die Jugendlichen auf einen richtigen Weg zu bringen, da er - seinem Empfinden nach – durch diese Disziplinierung selbst viel gelernt habe:

„Die haben sich das verdient. Und irgendwann kommt das in seinen Kopf rein und denk, ich mach sowas nie wieder."

Im Verlauf des Interviews wurde immer deutlicher, dass Elian seiner Ausbildung entgegenfiebert. *„Hab ich auch jetzt schon in der Hand"*, sagt er zufrieden, als es um seinen Ausbildungsvertrag geht. Außerdem macht er den Eindruck, diesen neuen Lebensabschnitt sehr ehrgeizig angehen zu wollen: *„Ich zieh halt durch jetzt. [...] Halt das richtige Leben machen."*

Mit Blick auf seine berufliche Zukunft denkt Elian nicht nur an die anstehende Ausbildung, sondern schmiedet auch Pläne für die Zeit danach, in der er sich vorstellen kann, selbst zum Meister zu werden:

„Ich will auch Menschen beibringen, ich will, also wenn ich Meister wäre, dann würde ich auch andere ausbilden."

Faktisch steht für Elian zunächst sein Hauptschulabschluss an.

Einfluss und Prioritäten

Es scheint, dass Elian sich an bestimmte Erwartungshaltungen hält, die seiner Meinung nach einen erwachsenen Mann ausmachen. In diesem Zusammenhang wiederholt er die Ratschläge anderer oder zeigt Vorbilder auf, die diese Männlichkeit widerspiegeln: *„wenn man Ausbildung macht, wird man ja auch reifer […]. Dann wirst du auch automatisch männlicher, im Kopf reifer her."* Dabei wird deutlich, wie er durch seine Umwelt sozialisiert wurde und entsprechend vorherrschende Selbst- und Weltbilder reproduziert.

Prägnant bleibt die lange Narration von Elian auf die Frage, von wem er viel gelernt hat. Er führt als Beispiel seinen Freund Leve an, der in dem Stadtteil Einfeld lebt. Darauf aufbauend erzählte Elian von Vorkommnissen, die er selbst gar nicht erlebt oder nur am Rande mitbekommen hat, mit denen er sich jedoch identifiziert: *„Ich hatte auch einma mit einen Streit, das war jetzt auch vor kurzem. Also nicht ich, mein Bruder."*

Dieser Stadtteil wird jedoch zum Referenzpunkt für ihn, obwohl seine Familie dort nicht ansässig ist.

Weiterhin ergibt sich ein idealtypisches Muster, der Fokus auf Autos, die Orientierung an Autoritäten und der Erwachsenenwelt, nach denen sich Elian richtet. Außerdem scheint Elian unter einem gewissen Druck zu stehen, die gleichen Ziele in Form von Statussymbolen wie sein Vater oder sein Bruder zu erreichen: *„Mein Vater fährt ein Audi A8 und das hätt' ich auch gern, ne? [...] Mein Bruder fährt den auch, ich darf den auch natürlich fahren, aber is halt anders, wenn er dir gehört."*

Seine Vorstellung von Arbeit steht im Zusammenhang mit Entsagung, Disziplin, Respekt und der Unterordnung unter Autoritäten. Bei seinen Erzählungen zum Thema Arbeit wirken seine Äußerungen adaptiert und orientieren sich scheinbar an erwachsenen, männlichen Vorbildern. Er spiegelt immer wieder allgemeine Erwartungshaltungen indem er in seinen Satzkonstruktionen *„du"* oder *„man"* anstatt *„ich"* verwendet: „*Ich komm halt, ohne Abschluss kommste allgemein nicht weiter."* Das Gesagte wird so zu einem Verweis auf die Allgemeinheit, auf ein bestimmtes Muster oder einen erwarteten Lebensstil, an dem er sich orientiert.

Luise: *„Also da muss schon einer mal sagen, wo lang“*

von Jan Willem Dreier

Luise ist achtzehn Jahre alt und nimmt bei einem Bildungsträger in Schleswig-Holstein an einer Berufsvorbereitenden Bildungsmaßnahme (BvB) teil. Sie hat einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester. Aufgewachsen ist sie in Nordfriesland, wo auch heute noch beide Elternteile, getrennt voneinander, leben.

Luise erzählt zu Beginn des Interviews, dass es für sie in ihrem Leben bisher *„nich so einfach gewesen“* sei, *„dadurch, dass meine Familie auch beide Elt- Alkoholiker sind*“.

Kindheit & Schule

Im Rückblick auf ihre Kindheit berichtet Luise, dass sie von klein auf öfters im Krankenhaus war. „*Gleich nach Gebu- Geburt wurden so paar Sachen bei mir festgestellt, zum Beispiel Luft- und Essröhre waren zusammgewachsen, alles Drum und Dran und ja, dann mussten, dann hatt ich auch noch zu wenig Blut in mir, ja (lacht), also da hab ich auch noch paar Narben undso.*“ Die Nachfrage, ob sie heute gesund sei, bejaht sie.

Luise hat das Gefühl, dass wegen dieser gesundheitlichen Einschränkungen schon zu einem frühen Zeitpunkt in ihrem Leben besondere Kraftanstrengungen nötig waren („*musst ich mich auch sehr durchsetzen* […] *ähm, ja, und eigentlich nur durchsetzen*“).

Später wurde für Luise dann zunehmend auch die familiäre Situation Zuhause belastend.

Sie erinnert sich, dass ihr Vater viel arbeitete und wenig präsent war - ihre Mutter blieb zu Hause. Luise erzählt, dass ihre Mutter wegen ihrer Alkoholkrankheit oft nicht ansprechbar war und so die Grundversorgung der Kinder nicht gewährleisten konnte. „*Ich konnte meiner Mutter nichma ins Gesicht sehen, also ich hab sie auch nich als meine Mutter gesehen, w- wenn sie betrunken war, ich hab sie einfach, einer Person gesehen, die da einfach nur da war, und mein Vater war ja kaum da, hab ich ja schon erwähnt, dass er arbeiten war, und ähm, ja er hat sich einfach verpieselt, weil er mit der Situation einfach soweit, ähm in, zu überfordert war*.“ In dieser Zeit unterstützten vor allem ihre Oma und ihr älterer Bruder bei der Haushaltsführung. Über ihre eigene Rolle spricht Luise nicht.

Als sich der Zustand ihrer Mutter weiter verschlechterte, zog Luises Vater von zu Hause aus. Luise schätzt, dass sie zu diesem Zeitpunkt zwischen acht und zehn Jahre alt gewesen sein muss. Ihr Vater

holte Luise und ihre Schwester zunächst zu sich. Als Luise zwischen zehn und elf Jahre alt war, lebten beide Mädchen temporär bei der Oma und dann in einer stationären Betreuungseinrichtung, da die Wohnung des Vaters zu klein war. Ihr Vater ging eine neue Partnerschaft ein, als Luise zwölf Jahre alt war. Heute glaubt sie, dass auch er alkoholsüchtig ist, dies aber durch seine häufige Abwesenheit früher nicht auffiel. „*Jetzt merkt man das, dass er jeden Tag Bierchen trinkt, und auf einma is mein Alkohol weg (lacht), also das fällt schon auf, ja und auch die Flaschen im Keller, das fällt ja alles auf, also dis wirkt für mich wie ein Alkoholiker*".

Die Regelschule verließ Luise nach der neunten Klasse ohne Abschluss. Der Alkoholismus ihrer Eltern war für Luise in der Schulzeit eine zusätzliche Belastung und führte ihrer Meinung nach in der neunten Klasse zu einem deutlichen Leistungsabfall. „*Durch Stress und so, hab ich einfach nur richtig gut mitgemacht, hatte auch noch Ehrgeiz, aber irgendwann, so achte, neunte Klasse, war das weg* […] *hatte kein Bock, hab immer nur auf stur getan, hab gedacht, nützt nix mehr, dadurch auch zuhause undso".*

Luise betrachtet die belastende familiäre Situation dennoch ambivalent und findet, „*dass ich ja auch so da durch, ähm ja, selbstständiger geworden bin*".

Übergang und Abstand

Nach der Regelschule holte Luise an einer Berufsschule in Husum ihren Hauptschulabschluss nach. Sie erinnert diesen Schritt als einen wichtigen Moment, an dem sie gezeigt hat, „*dass ich's möchte, hab mich auch sogar in Englisch angestrengt*". Ein Berufsberater vermittelte sie schließlich zu einer BvB-Maßnahme zu einem Bildungsträger. Dadurch „*wurd ich richtig selbstständig und ja, also das tat mir gut*". Das Streben nach Autonomie bzw. das Erreichen von Abstand zur familiären Situation und Schritte hin zu mehr Selbstständigkeit sind für Luise wichtige Ziele in ihrer aktuellen Lebenslage. Wochentags wohnt sie im Wohnheim des Bildungsträgers und am Wochenende bei ihrem Vater. So kann sie an zwei Tagen in der Woche ihre kleine Schwester sehen, die beim Vater wohnt und zu der sie ein inniges Verhältnis hat. Zugleich kann sie durch das Wohnarrangement eine von ihr als positiv empfundene Distanz zum Vater – „*ja allgemein,* [zur] *Situation zuhause*" wahren.

Luise lässt bei diesem Abnablungsprozess aber durchaus auch Ambivalenzen erkennen. So bezeichnet sie sich trotz des gewonnenen Abstands scherzhaft als „*Muddikind*" und deutet damit selbst ihre emotionale Abhängigkeit und das besondere Verhältnis zu ihrer Mutter an.

Den Kontakt zu ihr empfindet Luise heute als „*verbessert*": „*Meine Mutter hat endlich so ein Klick im Kopf, und hat auch schon ne Zeitlang nich mehr getrunken und wurde auch selbstständiger, also ich bin richtig stolz auf sie, ja*."

Ihre Mutter beschreibt sie als wichtigen Bezugspunkt und Gesprächspartner. „*Sie is echt ne richtig wichtige Person für mich*“. Luise spricht voller Anerkennung über den Kampf ihrer Mutter gegen den Alkohol und blickt dabei positiv auf die Phasen zurück, in denen sie nüchtern war und Luise unterstützen konnte. In diesen Passagen des Interviews stellt sich Luise schützend vor ihre Mutter und rückt eigene Enttäuschungen in den Hintergrund: „*Sie hat ja auch versucht, dass wir ähm, nach vorne schauen und nich nach hinten, also […] sie hat […] immer sehr viel, äh, Möglichkeiten uns gegeben, also sie hat versucht, dass, äh, als erstes auch, dass wir ein Hobby haben, damit wir irgendwas auch beruflich so machen können. Also sie hat mit uns sehr viel gebastelt, sie hat immer, ähm, ja, sie, sie hat auch meistens, ähm, ja so gesagt, dass wir ähm, auch, ja, was für die Zukunft so machen solln, nicht immer nach hinten blicken sollen*.“ Das Motto ihrer Mutter *‚nach vorne und nicht zurückschauen‘* zitiert Luise im Gesprächsverlauf öfter und gibt in diesem Zusammenhang an, dass ihre Mutter der Mensch ist, von dem sie am meisten in ihrem Leben gelernt hat.

Im Gegensatz dazu ist Luises Blick auf ihren Vater kühler, distanzierter und weniger protektiv. Sie spricht nicht viel über ihn und vermittelt das Bild eines Vaters, der sich aus der Verantwortung stahl. Auch das Verhältnis zu ihrem Bruder ist getrübt. „*Er is wie mein Vater, deswegen, er wurde fast selber zum Alkoholiker, wenn er seine Freundin nich getroffen hätte (lacht), das find ich hart (lacht)*“.

Der Alkoholismus in ihrer Familie hat Luise geprägt. Insbesondere zu den männlichen Familienmitgliedern baut sie Distanz auf. In bestimmten Situationen zeigt sich Luises Vorbelastung auch im direkten zwischenmenschlichen Kontakt: „*Wenn ich selber n- auf ne F- Feier oder so bin, kann ich mit, wenn die richtig besoffen sind, nich mit, ins Auge sehen dadurch*.“

Berufsorientierung

In Anbetracht ihrer aktuellen Übergangssituation bemerkt Luise positiv, dass sie beim Bildungsträger sehr viel Unterstützung erhalte. So erzählt sie beispielsweise von Frau Neitzel., die über ihre familiäre Situation Bescheid wisse und von der Bildungsbegleiterin Frau Krampeling, die versuche ihr einen internen Ausbildungsplatz als Fachpraktikerin Hauswirtschaft zu organisieren.

Im Rahmen der Berufsorientierung probierte Luise auch die Arbeit als Erzieherin in einem Kindergarten aus:

> „*Das war nix für mich (lacht). Verkäufer is auch nix für mich. Also bis auf Hauswirtschaft und Maler hat mir nichts so gefallen. Ich hätt auch was gern mit Tieren gemacht, das is auch noch so ne Sache, wenns zuviele Tiere, gegen zuviele Tieren allergisch (lacht)*.“

Es überrascht Luise selbst, dass sich der Bereich Hauswirtschaft als ein Tätigkeitsfeld herausgestellt hat, das ihr beruflich Spaß macht: „*Das hab ich vorher überhaupt nich gedacht, dass das was für mich*

wär (lacht), und joah, das macht mir auch richtig Spaß, und ich lern ja auch schnell, wenn das mich interessiert (lacht)".

In der Küche hat sie allerdings noch Schwierigkeiten, „*weil ich einfach nich so richtig weiß, was man da jetzt so machen könnte*". Beim Ordnen und Säubern von Räumen fühlt sie sich hingegen souveräner, „*weil ich da eher die Ahnung hab*". Kontrolle, Übersicht, Sauberkeit und das Wissen um einzelne Arbeitsschritte scheinen für Luise in diesem Zusammenhang wichtige Faktoren und Konstanten, damit sie Spaß bei der Arbeit empfinden kann.

Luise ist froh darüber, ihr Interesse für das Berufsfeld Hauswirtschaft mit Unterstützung des Bildungsträgers entdeckt zu haben. In ihrem Aufgabenbereich übernimmt sie laut eigener Aussage bereits in kleinem Umfang Leitungsaufgaben: „*Wir kriegen ja auch von Frau T. Aufgaben, und dann sag ich so: Ja, der macht das oder das, wenn wir grade ein Raum zusammen machen, weil sonst stehen die alle nur einfach herum (lacht), ja, also da muss schon einer mal sagen, wo lang*". Wenn allerdings R., eine dominante Teilnehmerin der Maßnahme, im selben Team wie Luise ist, können konflikthafte Situationen entstehen. „*Also wir zoffen uns auch eher […] meistens versuch ich das zu ignorieren und mach trotzdem das, was ich mache (lacht) oder ähm, ich lass einfach sie reden*." Das Beispiel verweist neben dem Verhältnis zu ihrer Mutter auf eine weitere Ambivalenz bei Luise: Auf der einen Seite hat sie in ihrer Selbsteinschätzung das Gefühl, sich stets durchsetzen zu müssen, auf der anderen Seite zeigt sie viel Unterstützungsbedarf und scheint sich in Konfliktsituationen eher unterzuordnen oder die Situation zu ignorieren. Auch im Interview selbst distanziert sich Luise immer wieder durch relativierendes Lachen von belastenden oder konflikthaften Erinnerungen.

Berufswunsch und Bedeutung von Arbeit

Auch wenn ihr die Arbeit im Bereich Hauswirtschaft gefällt, ist der Beruf nicht Luises erste Wahl. Wenn sie frei und ohne irgendwelche Einschränkungen entscheiden könnte, welcher Tätigkeit sie nachgehen wollte, dann wäre dies eigentlich Zeichnen bzw. Malen. Die Begriffe *‚Zeichnen'* und *‚Malen'* verwendet sie in ihrem Sprachgebrauch synonym. „*Also, ich liebe es einfach zu zeichnen, ähm, ja und ich kann das und, s fällt mir ja nich schwer, ich muss einfach nur so malen und dann klappt das schon*".

Luise erzählt, dass, als sie noch ein Kind war, ihre Oma viel mit ihr gezeichnet bzw. gemalt habe und ihr Vater irgendwann sagte: „'*Was wär das mit Malerin*', *und dann hab ich Praktikum gemacht. Ja. Weil ich ja so gern male und auch ein Auge dafür hab*". Die Wertschätzung von Kund:innen und „*wie die sich dadrüber freuen eben*", hebt sie als besonders positive Erfahrung hervor.

Insbesondere der kreative Prozess des Übersetzens – von Wünschen und Ideen der Kund:innen, hin zu konkreten Gestaltungsmöglichkeiten – und die Freude beziehungsweise das Feedback der Kund:innen mit Blick auf das Ergebnis scheinen für sie sinnstiftende Bestandteile dieser Arbeit zu sein.

Luise musste dann allerdings feststellen, dass sie den Beruf nicht ausüben kann. Als Grund gibt sie an, dass sie den Staub beim Schleifen wegen ihrer Allergien nicht vertrage. Näher geht sie nicht auf das Ende ihres eigentlichen Berufswunsches ein.

Für Luise ist es zwar durchaus wichtig, dass der Arbeitsplatz zu ihr passt; als einen Ort der ‚Selbstverwirklichung' – im Sinne der Anwendung und Entwicklung persönlicher Fähigkeiten und Interessen – scheint sie ihn aber weniger zu verstehen. Für Luise ist es nicht denkbar, später einmal nicht zu arbeiten, was sie damit begründet, dass sie es nicht aushalten würde „*den ganzen Tag bloß zuhause zu sitzen (lacht), also ich muss schon arbeiten. Also find ich auch besser so*."

Ausblick

Luise möchte baldmöglichst auf eigenen Füßen stehen. Die berufliche (Selbst-) Verwirklichung spielt bei ihr deshalb möglicherweise eine eher untergeordnete Rolle. Nahe Beziehungen motivieren und unterstützen Luise dabei, am Ball zu bleiben. Vor allem der Gedanke an ihre kleine Schwester spornt sie morgens dazu an aufzustehen.

Ihre persönlichen Neigungen und Interessen kanalisiert Luise privat in ihrer Freizeit, mit ihrer besten Freundin und in ausgeprägten Hobbies. Neben der Leidenschaft für das Zeichnen bzw. Malen liest sie Mangas („*also ich bin richtige Leseratte*"), schaut Animes und würde gern mit ihrer Freundin verreisen: Nach London, Tokio und in die USA. Luise hofft, dass ihr für ihre Reiselust später einmal das nötige Geld zu Verfügung steht. Im Sinne ihres Ziels mehr Autonomie zu erlangen, wünscht sich Luise bald eine eigene Wohnung, genug Geld für einen Führerschein und mehr Kontakt zu ihrer Schwester. Ihr Blick in die Zukunft ist optimistisch: „*Das Einzige, was im Weg steht, […] sind immer nur meine Allergien (lacht). Aber sonst nix*."

Maria: „Ich unterstütz' mich selbst, also ich lass mich von niemandem unterstützen“

von Antonia Wiesbach

Maria ist zum Zeitpunkt des Interviews 17 Jahre alt und nimmt an einer berufsvorbereitenden Maßnahme bei einem Bildungsträger teil.

Familie und Freunde

Maria erzählt direkt zu Beginn des Interviews von ihrer Kindheit: „*Ja, also ich hatte eigentlich 'ne relativ schöne Kindheit.*“ Sie wohnt mit ihren drei Brüdern und ihren Eltern zusammen. Sie erwähnt, dass sie teilweise für ihren jüngsten Bruder, der ein knappes Jahr alt ist, verantwortlich ist, da die Mutter sich um den Haushalt kümmert und die beiden älteren Brüder kein Interesse an ihm zeigen. Die Rolle des Vaters bleibt in dieser Sequenz unerwähnt. Die beiden Brüder sind ein Jahr und sechs Jahre jünger als Maria, sodass sie die ‚große Schwester‘ in der Familie ist, bei den Brüdern aber eigentlich immer als *„scheiß große Schwester in Anführungszeichen“* gilt, *„und wenn die dann irgendwie immer Stress haben, dann heulen sie immer bei mir rum, und, ja (LACHT). Mehr gibt es eigentlich nich so wirklich zu erzählen, also außer dass ich mich mit meinen Eltern halt richtig gut verstehe und wir eigentlich **nie** Stress haben.*“ Die Wochenenden sind bei Maria für die Familie eingeplant, *„also samstags bleibt die Küche bei uns kalt, ähm, sonntags is' das von meinem Vater seiner Seite her Tradition, dass um zwölf Mittag auf'm Tisch steht“*. Anschließend werden gemeinsam Brettspiele gespielt, nachmittags gibt es Kaffee und Kuchen und abends wird dann mit denjenigen, die möchten, noch ein Horrorfilm geschaut.

Obwohl die Geschwister in Marias Perspektive kein gutes Verhältnis zueinander zu haben scheinen, ist die Familie das ganze Wochenende zusammen. Hier schwingt eine gewisse Ambivalenz mit.

Wenn Marias Eltern krank würden, steht für Maria fest, dass sie sofort aufhören würde zu arbeiten und sich um diese kümmern würde. Ihre Mutter nennt sie auch als *„definitiv“* wichtigste Person hinsichtlich der Frage, von wem sie in ihrem Leben am meisten gelernt hat. Sie nennt dabei insbesondere, wie man mit anderen Menschen umgeht und sich sozial gegenüber anderen verhält.

Weiterhin scheinen Freundschaften für Maria eine wichtige Rolle einzunehmen*:*

> *„Also ich unternehm' halt viel mit Freunden, ich bin kaum zuhause (LACHT), ähm, außer am Wochenende, […] also ich hab wirklich nur zwei, drei Freunde da […], mit denen ich wirklich tagsüber*

was mach' […]. Wir fahr'n einkaufen, wir fahr'n nach Fehmarn, äh, wir gehen irgendwo essen, im Restaurant, oder was weiß ich, also wir machen schon viel.“

Mobbing

Maria erzählt, dass sie in ihrer Schulzeit von der ersten bis zur neunten Klasse durchgehend stark, teilweise unter Gewaltandrohungen, gemobbt wurde.

„[hat] halt dann damit angefangen, dass ich in Toiletten eingesperrt wurde, in Klassenräumen, mir die Haare angezündet wurden, ähh, meine Sachen verschwunden sind und, (.) teilweise ich nach der Schule immer abgeholt werden musste, weil mich Leute auf'm Schulweg verfolgt haben und der Meinung warn, mich runterzumachen und zu, äh, schlagen und so weiter“

Das Mobbing hat ihr schwer zugesetzt: *„Ja, das hat einfach, äh, mein Selbstbewusstsein zerstört in dem Sinne. Und was ich jetzt halt durch die Maßnahme, auch durch Frau Erlangers [ihre Anleiterin beim Bildungsträger] Hilfe wieder aufgebaut hab'“* Als weiteres entscheidendes Merkmal neben der Unterstützung von Frau Erlanger führt Maria den Umgangston beim Bildungsträger untereinander an, welcher sich deutlich von ihrer Zeit in der Gemeinschaftsschule unterscheidet: Alle begrüßen einander freundlich und Äußerlichkeiten scheinen eine untergeordnete Rolle zu spielen. Dadurch, dass viele Teilnehmer:innen nicht viel Geld hätten, sei der Status nicht von Interesse und jede:r werde so akzeptiert wie er bzw. sie ist.

„Ähm, inna Maßnahme war's halt so: Man kommt da an, wird freundlich begrüßt, (.) alle sind nett zu eim, ähm, die Umgangssprache mit den Leuten is anders als in der Gemeinschaftsschule. Da achtet halt niemand wirklich auf: Trägt der jetz Nike? Trägt der jetz Adidas? oder was weiß ich. Und, ähm, in der Maßnahme is es halt so, die Leute ham selbst nich viel Geld, können einen, die Situation verstehen“

Maria erwähnt es zwar nicht explizit, doch der Wert von Äußerlichkeiten, Außenwirkung und Geld scheint bisher in ihrem Leben eine bedeutende Rolle gespielt zu haben, das wird anhand weiterer Aussagen deutlich, welche im Verlauf des Interviews in verschiedenen Zusammenhängen fallen. Aus der Antwort auf die Frage, wie es ihr in Dänemark, im Future Camp gefalle, wird deutlich, warum Äußerlichkeiten für Maria eine so bedeutsame Rolle spielen: *„auch die Menschen **hier** sind eigentlich relativ freundlich, also das kennt man [von zuhause aus] so gar nich, da sind die Menschen halt so, ach die sieht scheiße aus, äh, ignorieren wir ma, und hier versuchen sich die Menschen halt zu kommunizieren miteinander“*. Der Eindruck liegt nahe, dass Maria hier auf zurückliegende, eigene Erfahrungen verweist. Im Laufe des Interviews schließt sie daran an: *„Ich dachte jetzt tatsächlich so, dass hier so arrogante Mädchen um die Ecke kommen, is' aber nich' so, ähm, mit denen versteht man sich gut.“*

Auch Marias Antwort auf die Frage, was sie in der Zeit beim Bildungsträger gelernt habe, zeigt, dass die Mobbingzeit sie stark geprägt hat und sie überrascht ist, dass es auch Menschen zu geben scheint, welche sich ihr gegenüber freundlich verhalten. *„Puhh. Viel, also ich würd' sagen, einfach der Umgang der Anderen, also nich' immer alles so negativ zu sehen, dass es auch freundliche Menschen gibt und dass man vielleicht auch nich' immer an allem zweifeln sollte."*

Schulische Laufbahn und die Bedeutung von Arbeit

Maria hat ihren Ersten Allgemeinen Abschluss (ESA) gemacht, aber anschließend keinen Ausbildungsplatz gefunden, weshalb sie seit Dezember an einer berufsvorbereitenden Maßnahme teilnimmt. Wenn sie nach Ende der Maßnahme erneut keinen Ausbildungsplatz finden sollte, möchte sie verschiedene Praktika machen, um zu sehen, welche Bereiche sie ansprechen.

Vor der Maßnahme hat Maria bereits ein Praktikum im Zoohandel absolviert. Dieses dauerte allerdings anstatt der anvisierten zwei Wochen nur zwei Tage, da Maria eine Phobie gegenüber Reptilien und Spinnen hat, und somit beispielsweise nicht die Terrarien säubern konnte. Weiterhin hat Maria bei einem Pizzalieferdienst gejobbt, diese Tätigkeit sagte ihr aber nicht zu, da sie mit der Hektik nicht umgehen konnte und dadurch Schwierigkeiten bekam, die Arbeitsaufträge, wie das Belegen der verschiedenen Pizzen mit den richtigen Zutaten, korrekt auszuführen.

Auf die Frage, wie ihre Vorstellungen von einem Ausbildungsplatz aussehen würden, antwortet Maria, dass sie gerne im Einzelhandel arbeiten würde und sich hierfür auch bereits um einen Platz beworben hätte. Als Begründung führt Maria an, dass sie gerne mit Menschen kommuniziere:

„Ich find am Einzelhandel isses einfach, ähm, ich kommunizier gern mit Menschen. Das hab ich schon immer gern gemacht. Hab mich mit denen unterhalten, wenn die irgendwas nich wissen, halt über bestimmte Dinge, die ich sehr gut kann. Die ich auch ***weiß****, wo ich sie kann. Unterhalt' ich mich auch meistens drei Stunden drüber (LACHT). Sodass die Leute das dann halt am Ende ausführlich verstehn".*

Als zweiten Wunsch führt Maria den gegensätzlichen Beruf als Lastkraftwagenfahrerin an, begründet ihre Motivation aber damit, dass sie sich für verschiedene Kulturen und Länder interessiert, welche sie dadurch kennenlernen könnte. Entstanden ist dieser Berufswunsch durch ihren Großvater, welcher Berufskraftfahrer war und sie des Öfteren mitgenommen hat.

Der Begriff Arbeit generell bedeutet für Maria in erster Linie Abwechslung, *„also nich zuhause rumzusitzen und jeden Tag dasselbe zu haben. dementsprechend. Weil ich mein, auf der Arbeit machst du jeden Tag was anderes."* Sinnvoll ist Arbeit für Maria, „*wenn man Spaß an der Arbeit gefunden hat und man die auch über Stunden erledigen kann*".

Bildungsträger

Ihre Zeit beim Bildungsträger versteht Maria in erster Linie als Zeitüberbrückung bis zur Aufnahme einer Berufsausbildung. *„Und in der Maßnahme bin ich jetzt halt nur, weil ich keine Ausbildung gefunden hab. Ich hab mein ESA und, ähm, bin halt nur zur Zeitüberbrückung da.“* Auch hier gibt es eine gewisse Ambivalenz, wenn Maria erzählt, dass sie die Zeit beim Bildungsträger nur als eine temporäre Übergangsform sieht, diese aber gleichzeitig als den Ort begreift, wo sie ihren Selbstwert wieder aufbauen konnte; erfuhr, dass Menschen freundlich zu ihr sein können und erlebte, dass Gruppenarbeiten einen Mehrwert erzeugen. In der Maßnahme hat sie gelernt, *„nicht alles so negativ zu sehen und dass man vielleicht auch nich' immer an allem zweifeln sollte“.*

Zu Beginn war Maria im Holz- und Gartenlandschaftsbau tätig. Aufgrund ihrer Rückenprobleme konnte sie die Arbeit in diesem Bereich jedoch nicht fortsetzen, was zu einem Wechsel in den Kreativfachbereich des Bildungsträgers führte. Maria schätzt das entspannte und freundliche Miteinander beim Bildungsträger, vor allem der Kreativbereich macht ihr Spaß und sie findet Gefallen an den abwechslungsreichen Tätigkeiten wie Mandalas malen, Autofolien herstellen oder T-Shirts bedrucken.

Pädagogische Begleitung

Zu Beginn des Interviews erzählt Maria, dass sie im Kreativfachbereich *„sozusagen“* Frau Erlangers *„zweite Hand“* ist, weil von den eigentlich sechs Teilnehmenden nur sie stets anwesend ist. Frau Erlanger scheint für Maria eine wichtige Bezugsperson außerhalb ihrer Familie und ihres Freundeskreises darzustellen. Sowohl für den „Wiederaufbau“ ihres Selbstbewusstseins als auch in Bezug auf Fragen der Berufsfindung benennt Maria Frau Erlanger, neben ihrer Mutter, als entscheidende Person. Die beiden scheinen ein gutes, eventuell fast freundschaftliches, Verhältnis zu pflegen *„[man] versteht sich halt auch gut und ich und Fr. Erlanger sitzen morgens immer zu zweit da, mit unserm Tee und unserm Kaffee (LACHT) /ja/ und, ähm, gucken, was wir den Tag über machen.“*

Tätigkeit bei JUMP

Maria nimmt zum ersten Mal bei JUMP teil und schätzt die kreativen Prozesse im Projekt und *„vielleicht einfach, ähm, der Vorteil, dass Menschen miteinander mehr kreieren können als einer*“. Teamarbeit ist das, was Maria in erster Linie von dem Projekt mitnimmt. Weiterhin hat sich Marias Menschenscheu dadurch abgebaut: *„Naja, also ich find, dass man dadurch einfach vielleicht nich' so menschenscheu is',*

wie man vorher war und dass man vielleicht einfach dann wirklich seine Ideen vielleicht in die Tat umsetzen sollte, oder auch was die Zukunftswerkstatt angeht". Auf die präzisierte Frage, welche Unterschiede es zwischen der Tätigkeit beim Bildungsträger und dem Future Camp gebe, antwortet Maria mit längeren Arbeitszeiten auf dem Future Camp. Weiterhin sind die Regeln im Future Camp etwas freier, so ist es zum Beispiel keine Pflicht, gemeinsam Mittag zu essen wie beim Bildungsträger. Sie versteht sich mit ihren Mitteilnehmer:innen gut, auch wenn sie die englische Sprache nicht fließend beherrscht. Als einzig negativen Punkt führt Maria an, dass manche Projektteilnehmer:innen sich nicht immer an die Regeln halten würden.

…Und weiter? Ausblick: „Ich kann's mir selbst aussuchen, was ich machen möchte."

Maria versteht sich als eine neugierige, wissbegierige Person, die Interesse an verschiedenen Ländern und Kulturen zeigt und gerne durch Reisen erfahren möchte, *„was in der Welt so los ist".* Des Weiteren scheint sie die kreative Arbeit sehr anzusprechen und sie schätzt, zumindest im Berufsleben, die Abwechslung. Im Privaten pflegt sie wenige, aber feste Freundschaften, die Wochenenden verbringt sie stets mit ihrer Familie.

In Marias Leben spielt, wahrscheinlich vor allem durch ihre erlebten Mobbingerfahrungen, Außenwirkung und Status eine große Rolle. Persönlich ist sie bemüht, Äußerlichkeiten keine große Relevanz beizumessen, scheint es jedoch gewohnt zu sein, dass andere Leute sie darüber definieren, ob sie Markenkleidung trägt oder wieviel Geld sie oder ihre Familie besitzt.

Es zeigt sich, dass Maria das Zusammensein bzw. Arbeiten in der Gruppe schätzt, allerdings nicht um sich dann in der Gruppe über andere zu stellen, vielmehr scheint sie sich in Gruppen aufgehoben zu fühlen und macht die Erfahrung, dass Einzelpersonen in Gruppenkonstellationen kreativer und wirksamer sein können. Maria möchte ihre Ziele aus eigener Kraft erreichen und kann, so scheint es, nur bedingt Hilfe annehmen und möchte für sich selbst entscheiden. *„ich mein', ich kann's mir selbst aussuchen, was ich machen möchte. Wenn ich jetzt was machen will, wofür man Abi braucht, mein Gott, dann fang' ich jetzt mit Realschule an, gehe weiter in die Fachhochschulreife und dann krieg' ich das schon hin".* An einigen Stellen des Interviews klingt es danach, als habe sich Maria Aussagen und Perspektiven angeeignet, welche ihr möglicherweise von pädagogischem Fachpersonal wie Frau Erlanger zugetragen wurden. Maria kann sich vorstellen, wieder in die Schule zu gehen, was im Zusammenhang mit den vorherigen geschilderten Mobbingerlebnissen gewissermaßen ambivalent erscheint.

Orientierung bietet ihr vor allem ihre Mutter, von welcher sie viel für das Leben gelernt hat. Maria scheint ein festes, soziales Gebilde aus Freunden und Familie zu schätzen, in welchem sie sich aufgehoben fühlen kann, um ihr Potenzial und ihre eigens gesteckten Ziele erreichen zu können.

Als Wunsch für ihre persönliche Zukunft gibt Maria an, „*ähm, die Art beibehalten, die ich jetz hab'. Also offen und ehrlich mit jemandem umgehen.*“

Moritz: *„hab mich im Prinzip durchs Leben geschlagen“*

von Sebastian Zick

Die Lebensgeschichte von Moritz kennzeichnet sich durch eine besondere Drastik. Frühkindliche familiäre Gewalterfahrungen, Mobbing in der Schule, eine seit dem sechsten Lebensjahr fortwährende psychologische Betreuung, eine mehrfach durchbrochene Schullaufbahn, Phasen der Obdachlosigkeit, eine Jugend in Einrichtungen der Jugendhilfe oder Psychiatrie sowie eine hohe Präsenz von erlittener und ausgeübter Gewalt prägen seine Erzählungen ebenso wie seinen Blick auf sich, andere und die Welt.

Moritz erzählt seine Lebensgeschichte sachlich, abgeklärt, fast stoisch und in einer geradezu (ein)geübten Weise. Moritz spricht lange Passagen ohne Unterbrechung. Rückfragen gibt es kaum oder sie sind nur selten vonnöten, da er zu wissen scheint, welche Facetten seines Lebens wohl besonders interessant oder erschütternd sind. Mehrfach beendet Moritz dramatische Schilderungen mit einem ausgeprägten Lachen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Teilnehmer:innen, mit denen wir im Rahmen von JUMP gesprochen haben, gibt Moritz gleich zu Beginn unseres Gesprächs umfangreich Auskunft über seinen bisherigen Lebensweg. Seine anfängliche Erzählung enthält bereits nahezu alle Aspekte, die Moritz zur Selbstcharakterisierung benötigt. Er berichtet:

> *„Ja, ich fang einfach von ganz vorne an: Ich bin in Bielefeld[3] geboren, bin, bis ich elf war, bei meiner Familie aufgewachsen, bin seitdem ich n halbes Jahr alt war, von meinem Vater täglich verprügelt worden. Äh, teilweise mit Stahlstangen, dadurch sind meine Knie auch im Arsch, und mein Rücken. Dann bin ich mit elf ins Heim gekommen, weil meine Mutter Depressionen hatte und kein Bock mehr auf mich hatte. So gesagt von ihr, dass ich sie in die Depression getrieben hab. Hab mich davor aufm Schulhof jede Pause geprügelt, hab mich im Prinzip durchs Leben geschlagen, da ich, ähm, im Prinzip als Mobbingopfer, äh, auserkoren wurde, aber mich dagegen mit Fäusten gewehrt hab. Ja, dann bin ich halt mit elf in Einrichtungen gekommen. Erst war ich, ähm, in einer Einrichtung, das is bei Oldenburg, da war ich dann zwei oder drei Jahre, dann bin ich nach Wilhelmshaven gekommen, da war ich insgesamt ein Jahr, da war ich aber ähm, dauerhaft nur in der Psychiatrie, wegen Suizid, und äh, ja, selbstverletzendes Verhalten. Äh, das erste Mal in der Psychiatrie war ich mit sieben wegen angeblichem Suizid, was da nicht so gewesen is,*

[3] Alle genannten Orte wurden zum Zweck der Anonymisierung geändert.

weil als Kind klettert man gerne auf Bäume und da hatte ich schon n Betreuer, nebenbei, der mich dann wegen Suizidversuch, weil ich aufn Baum geklettert bin und runtergesprungen bin, was man als Kind halt so macht, äh in ne Psychatrie gekommen für drei Monate. Ja, dann halt, ich weiß nicht, mit wie vielen Jahren das war, war ich dann halt n knappes Jahr in ner Psychiatrie, wegen Suizid, und äh, Selbstverletzung, sieht man auch an mein Armen (LACHT), ähm, ja, dann hab ich da ne Therapie gemacht mit der Aussage der Einrichtung, wenn ich ne Therapie mach, kann ich in der Einrichtung bleiben. Ich war keine Woche da, dann ham se gesagt, sie ham n neuen Platz für mich gefunden. Dann bin ich nach Nortorf in ne Einrichtung, dann nach Neumünster in Einrichtung, dann nach Rendsburg in ne Einrichtung, dann bin ich mit 18, äh, hab ich nochmal versucht, mit meinem Vater was zu machen, der mich dann auch aus der Einrichtung geholt hat. Ähm, das is dann am Ende geendet, dass ich ihm n paar Rippen gebrochen hab und das Schulterbein, weil er irgendwas angefangen hat, von ehrenlos und so, dann hab ich ihm halt gesagt, ja, mit, äh, acht Kindern und für keins irgendwie Unterhalt zahlen oder sonstiges machen, äh, is für mich ehrenlos, äh joah, dann hab ich mich halt mit ihm geprügelt, bin dann rausgeflogen, bin zwischendurch immer mal wieder auf der Straße, hab ich immer mal wieder auf der Straße gelebt, ähm, ja. Dann joah. Das war jetzt im sehr Schnelldurchgang (LACHT). Ähm, hatte, als ich n kleines Kind war, ähm, sieben oder acht Therapeuten, Psychologen, in der Woche, Termine, seitdem ich sechs bin. Ähm, war n sehr aggressives Kind, ja. Bin seitdem ich zwölf bin, angeblich nich mehr schulfähig gewesen, Ähm, hab vor vier Jahren IQ-Test gemacht, der sehr positiv ausgefalln is. Ähm, Zahl war 158, keine Ahnung, ob das gut oder schlecht is, die ham gesagt, positiv (LACHT). Ja […] ich […] hatte […] ne Freundin, im Endeffekt am Ende ne Verlobte, die psychisch krank ist, um die ich mich kümmern musste, daher keine Arbeit, weil sie nich alleine sein konnte. Wo's ihr dann besser ging, hat sie mich halt betrogen, hat n Kind von nem Anderen gekriegt, hat so weiter gemacht, bis ich mich dann von ihr getrennt hab, vor nem guten Jahr, dann bin ich direkt in die Maßnahme reingekomm, weil ich halt LKW-Fahrer werden möchte, und hab ich mich bemüht um Führerschein, den ich jetzt auch schon erreicht hab, und am 1.8. fängt meine Beschauung an im Prinzip, ob ich für den Beruf geeignet bin, und die geht sechs Monate und dann neun Monate, äh, und dann dreimonatige Ausbildung zum Berufskraftfahrer, ja. Und das war im Prinzip auch schon der Grund, warum ich jetzt [beim Bildungsträger] bin, in so ner Maßnahme, halt."

Die Familie

Moritz Eltern trennten sich, als er vier oder fünf Jahre alt war. Seitdem hatte er nur noch episodenweise Kontakt zu seinem Vater. Seit ihrer letzten Zusammenkunft, die, wie oben geschildert, gewaltsam endete, ist der Kontakt vollständig abgebrochen. Der Beweggrund, um mit 18 Jahren überhaupt

den Kontakt zum Vater zu suchen und zusammen mit seiner damaligen Freundin zu ihm zu ziehen, lag allerdings nicht darin, das familiäre Verhältnis „normalisieren“ zu wollen; vielmehr ging es für Moritz darum, einen Ausweg aus der Wohnsituation in Hilfeeinrichtungen zu finden, in denen er zum damaligen Zeitpunkt bereits seit sieben Jahren gelebt hatte. Da dies nur möglich war, wenn er zurück zu einem Elternteil zog, kontaktierte er seinen Vater. In der Stadt, in der der Vater lebte, hat Moritz nach wie vor seinen Wohnsitz und nimmt dort auch derzeit an einer berufsvorbereitenden Maßnahme bei einem Bildungsträger teil.

Weshalb Moritz den Vater und nicht die Mutter hierfür wählte, wird nicht klar. Allgemein wird das aktuelle Verhältnis zur Mutter während des Gesprächs nicht thematisiert. Moritz äußert sich lediglich an einer Stelle retrospektiv über ein Telefonat, welches vermutlich während Moritz diverser Aufenthalte in Einrichtungen der Jugendhilfe oder Psychiatrie stattgefunden haben muss: *„Und kleiner Tipp: wenn deine Mama am Telefon nich mehr sacht: „Hab dich lieb", wenn man das immer als Ende sonst sacht, frag nich warum, am Ende kommt raus: „Soll ich dich anlügen oder was?" Ja. So war das Verhältnis damals (LACHT). Nich so schön.“* Wie der Kontakt heute aussieht, ist ungewiss.

Zu seiner älteren Schwester, die er nur einmal und nur auf Nachfrage erwähnt, hat er einen sporadischen, hauptsächlich telefonischen Kontakt. Über seine insgesamt sieben Halbgeschwister spricht Moritz nicht.

Auf die abschließende Interviewfrage, ob irgendwelche Details zu seiner Person bislang noch unbesprochen blieben, erwähnt Moritz beiläufig und ohne dass dies zuvor irgendwo Erwähnung fand, dass er Vater eines fünfjährigen Sohns ist. Bei der Mutter handelt es sich um seine ehemalige Partnerin, von der er sich, wie oben erwähnt, vor etwa einem Jahr getrennt hatte. Derzeit wohnt Moritz allerdings noch immer in der gemeinsamen Wohnung, in der inzwischen auch der neue Partner von Moritz Exfreundin lebt. Sein Sohn lebt bei Pflegeeltern. Über die Gründe hierfür gibt Moritz nur wenig konkrete Auskunft – *„dann is halt das Kind entstanden, ähm, und dann hat halt das Jugendamt und die Einrichtung gesacht, nein, das Kind kommt weg.“* Da das Jugendamt offenbar keinen Kontakt des Kindes zu den leiblichen Eltern vorsieht, sind Besuchstermine nur in Absprache mit den Pflegeeltern möglich. Diese Besuche kommen allerdings nach Moritz Aussage nur selten zu Stande.

Die Kälte

Das Führen von sozialen Beziehungen, das Sich-Einlassen auf andere oder das Mit- und Nachempfinden stellen für Moritz große Herausforderungen dar. Um dies auszudrücken, beschreibt sich Moritz mehrfach als *„kalt“*, attestiert sich aber gleichzeitig ein Bemühen um das Aufbauen verlässlicher sozialer Kontakte.

„Ich bin sehr kalt. Also ich kann nich gut, wenn sich, ich kann mich nich gut in Menschen reinversetzen, zum Thema Schmerzen, gefühlisch wie körperlich, zum Beispiel. Ich hab nich so das, gefühlsmäßige, ich kann nich so Gefühle merken, ich bin am, dran am arbeiten, dass ich das immer besser hinkriech, aber es is halt sehr schwer. Das is halt auch so, ich hab ne Freundin, ja, aber ja, ich will halt auch nur Nähe zu jemanden haben, in dem Sinne, wo man sich mal anlehnen kann und so."

Die Metapher der Kälte nutzt Moritz nicht nur als Beschreibung seiner eigenen Person, sondern wendet es auch in einer Anekdote an, mit der er seine Zeit in unterschiedlichen Jugendhilfeeinrichtungen illustriert und die einen weiteren Einblick in die Umstände von Moritz Aufwachsen gibt:

„Na, is halt sehr kalt, im Großen Ganzen, also ich kann eine Situation erzählen, ich hab mir die Hand gebrochen, da war ich halt grad in der Phase: Ich schlag die Menschen nich mehr, die mich aggressiv machen, ich schlag dann lieber irgendwas anderes, und da hab ich mir dann halt mal ne Wand ausgesucht, ähm, da hab ich mir mein fünften Mittelhandknochen zerdeppert und der hing halt quer, also so nach oben und unten hin weg, und ähm, dann bin ich halt dahin, hab gesacht, ich glaub, ich hab mir die Hand gebrochen, war auch lila, war dick und joah, da wurde dann wurde dann halt nur gesagt: "Ja, die Krankenstation is nich da. Geh morgen hin." Ähm, im Endeffekt musst ich dann insgesamt acht Mal operiert werden, dadurch, und äh, die einzigste Rückmeldung war: Ja ich dachte nich, dass man mit solchen Schmerzen schlafen kann. Da war ich dreizehn, oder vierzehn. Irgendwie so."

Das von ihm als Selbstbeschreibung eingeführte Bild der Kälte präsentiert sich in Moritz Darstellung an mehreren Stellen als Folge seiner Kindheits- und Jugenderfahrungen. Erfahrene Kälte wird von ihm dabei als Ursache für seine eigene Kälte herangezogen. Gleichzeitig sehnt sich Moritz durchaus nach Nähe und nach jemandem, „*wo man sich mal anlehnen kann*". Mitunter deutet Moritz diese Haltung zur Welt gar als individuellen Vorteil um, mit dem es ihm leichter fällt, mit unliebsamen Entwicklungen umzugehen, wie sich zum Beispiel im Umgang mit seiner derzeitigen Wohnsituation zeigt:

Da er aufgrund des angespannten Wohnungsmarkts seit der Trennung von seiner Freundin keine eigene Wohnung gefunden hat, lebt er zum Zeitpunkt unseres Interviews in einer Zweieinhalbzimmerwohnung mit seiner ehemaligen Partnerin und deren neuem Freund. Es handelt sich dabei auch um die Mutter des gemeinsamen Sohnes und den Mann, mit dem diese Moritz betrogen hatte. Das gemeinsame Kind von Moritz Exfreundin und ihrem neuen Partner, welches Moritz in seiner anfänglichen Erzählung erwähnt hatte, wohnt offenbar, wie auch das leibliche Kind von Moritz, nicht in der gemeinsamen Wohnung. Womöglich lebt es ebenfalls bei Pflegeeltern. Große Probleme mit dieser eher untypischen Wohnsituation scheint Moritz nach eigener Aussage allerdings nicht zu haben:

„Da kommt mir meine Vergangenheit sehr zur Güte, weil wie schon erwähnt, ich habs nich so mit Gefühlen. Is halt so, is mir vollkommen wumpe, solang sie sich vernünftig verhalten, kann ich auch mit Gott und die Welt zusammenleben, is mir schietegoal, weil ich hab halt nich so dieses, was viele halt haben, dieses Liebe und dieses, diese Enttäuschung, ähm, dis hab ich halt nich, und daher kann ich damit sehr gut umgehen, weil ich dis halt auch nich kenne, Liebe, Enttäuschung, Jacke wie Hose, ja. Also, von dem her, das is, ähm, wie ne gute Freundin, mit der ich zusamm lebe, die n paar Sachen für mich macht, wenn se sich dann ma wieder vernünftig benimmt und nich die ganze Zeit rummotzt (LACHT).“

Auch bezüglich der gegebenen Distanz zum eigenen Kind scheint diese Moritz nach außen hin nur wenig zu belasten, wenngleich er die Risiken einer solchen Haltung für das eigene Kind durchaus erkennt und reflektiert.

„Ja, wie halt gesagt, ich hab n gestörtes Verhältnis, was so menschliche Empfindungen angeht, ähm, daher ich weiß, es is mein Sohn, aber ich fühl es nich. Es is halt n Kind wie jedes andere. Ich versuch halt, das Beste daraus zu machen, es ihm nich zu zeigen, weil im Endeffekt isses mein Kind und es hat genau soviel Liebe verdient wie jedes andere.“

Das Mobbing

Moritz hat, wie auch eine Vielzahl anderer Jugendlicher, die wir über JUMP kennenlernen konnten, Mobbingerfahrungen gemacht, die er ebenfalls als gravierend beschreibt und detailliert ausführt. Seinen subjektiven Umgang mit den Gewalterfahrungen („*nie zu weinen“*) führt er erneut auf seine frühkindlich erlittenen Gewalterfahrungen und seine Lehren daraus zurück.

„Ja, ähm, halt ich war immer der Rotschopf mit den Sommersprossen, der äh, sehr dürr war, sehr sehr dürr. Ähm, ja ich war halt immer, da nich so das zurückgezogene Kind, das leise Kind, das ruhige Kind, wie man‘s halt so kennt, aber ich war halt der, der draufging, der sich nich unterkriegen lassen hat. Ich hab vor vier Jahren mit nem ehemaligen Klassenkameraden gesprochen, ähm, der dann auch nochma gesacht hat, weil der halt das auch noch im Erinnerung hat, wie das früher war, ähm, wie ich geschafft hab, nie zu weinen, obwohl alle auf mich draufgegang sind, auch äh, körperlich auf mich draufgegangen sind. Nich nur seelisch, und ähm, ja, also ich war wahrscheinlich schon immer: Mach doch, mir egal, weil ich das halt auch nich anders kannte. Hab ich […] früher, irgendwas gesacht, was mein Vater gemacht hat, dann hatter noch mehr gemacht, weil ich war halt, er hat halt nach der Devise gelebt: „ich schlag keine Frauen“, was auch richtig is, natürlich, dafür hat er mich dann geschlagen, wenn er irgendwo Stress hatte, weil ich halt […], die einzigst andere männliche Person in der Umgebung war, wo er auch keine Angst hatte, dass ich mich wehren könnte, was in dem Alter ja auch sehr schwierig is, sach ich ma.“

Die (Nicht-)Schulzeit

Moritz Weg durch die Institutionen des Bildungswesens unterscheidet sich ebenfalls völlig vom klassischen Verlauf einer Bildungskarriere. Einen ersten entscheidenden Bruch markiert dabei für Moritz der Übergang auf die weiterführende Schule.

> *„Also angefangen hat das alles, als ich in die Hauptschule gekommen bin. Ich hatte damals, ähm, hatte ich ne Empfehlung für die Real, meine Mutter hatte gesacht: „Nein, du gehst in die Haupt, das besser für dich." Und äh, in der normalen Regelhauptschule war ich, phh, zwei Wochen, dann bin ich rausgeflogen. Durch ähm, halt wieder son Mobbing- Ding, wo ich mich halt gewehrt hab gegen nen Neuntklässler, der im Endeffekt am Ende im Krankenhaus lag, weil ähm, das Ende davon war, er hat ne Laternenscheibe aufn Kopf gekriecht. […] ähm daraufhin hatte die Schule meiner Mutter ähm die Empfehlung gegeben, mich für mein restliches Schulleben krankzuschreiben. Dann bin ich noch für n halbes Jahr in ne Schule für schwer erziehbare gekommen, wo alle gesacht haben, da gehör ich nich hin, dafür bin ich zu normal (LACHT). In dem Sinne. Ähm, und dann bin ich halt in die Einrichtung gegangen. Also zwischen den, ähm, zwischen dem, Hauptschule und Schule für schwer erziehbare war halt dann (.) das äh, bis zum Ende des Halbjahres, äh, war ich dann zuhause und hab nix gemacht. (räuspern)“*

Moritz verfügt über keinen Schulabschluss und hat die formalen Institutionen des Bildungswesens seit seinem zwölften Lebensjahr nicht mehr besucht. Von seinem elften Lebensjahr an lebte Moritz in Heimen, Einrichtungen der Jugendhilfe oder in Psychiatrien. Unterbrochen wurden diese Stationen von kurzen Phasen der Obdachlosigkeit, die Moritz gewählt hatte, um nicht mehr in den Einrichtungen sein zu müssen. Sein Leben auf der Straße endete jeweils damit, dass ihn die Polizei als Minderjährigen aufgriff und wieder in die für ihn zuständigen Einrichtungen zurückbrachte. Beendet wurden diese Phasen seines Lebens in den diversen Einrichtungen erst durch den Umzug zu seinem Vater im Alter von 18 Jahren.

Und die Arbeit?

Anhand von Moritz Biografie wird deutlich, dass klassische Vorstellungen über während der Schulzeit ablaufende Berufsorientierungsprozesse, die sich an der peer group, der Familie oder institutionellen Angeboten orientieren, nur sehr geringfügig auf Moritz Lebenssituation übertragen lassen.

Aufgrund der Pflege seiner psychisch kranken Exfreundin, um die sich Moritz, wie er berichtet, durchgängig kümmern musste, kam die Aufnahme einer Ausbildung oder einer Berufsausbildung für ihn ohnehin nicht in Frage – *„daher keine Arbeit, weil sie nich alleine sein konnte“*. Nach der Trennung kam

Moritz in eine Maßnahme, die er als Überbrückungszeit bis zum Beginn seiner Ausbildung zum Berufskraftfahrer ansieht. Am Ziel, als Berufskraftfahrer tätig sein zu wollen, gibt es für Moritz keinen Zweifel, wobei hier auch die Familie eine bedeutende Rolle für diese Entscheidung spielt.

„Dis is halt mein Traum, seitdem ich mit fünf, dis war n einschneidendes Erlebnis, da hab ich mit fünf n LKW gesehen, von der Firma Heisterkamp, und da hab ich gesacht: „Das mach ich." Und seitdem bin ich davon auch nich mehr weg. Und halt meine komplette Familie is halt in dem Beruf groß geworden, mein Opa war LKW-Fahrer, meine Mama is L- war LKW- Fahrerin, mein Vater war LKW-Fahrerin, mein bester Freund, gleichzeitig der Freund […] meiner Schwester, is auch LKW-Fahrer, meine Oma wollte immer LKW-Fahrerin werden, hat dann im Endeffekt aber n Kiosk gemacht für LKW- Fahrer, ähm, joah, also dis is son Familiending so. Und halt, äh, man wächst damit auf und ich persönlich, das sagen viele, entweder du liebst LKWs oder nich. Das is wie, ähm, Fußball. Entweder du spielst es und bist dein Leben lang süchtig auf dem Platz zu stehen oder es tangiert dich peripher (LACHT).“

Moritz setzt sich damit in eine bestimmte familiäre Chronologie. Die Entscheidung, Berufskraftfahrer werden zu wollen, begründet er durch diese familiäre Tradition, das traditionelle „Großwerden“ in diesem Beruf und seine durch LKWs geprägte Sozialisation. Neben dieser familiären Bindung an seinen Traumberuf erklärt Moritz auch, welche Aspekte der anvisierten Tätigkeit ihm als besonders reizvoll erscheinen.

„Ja, ähm, es is erstens diese Verantwortung. Du hast diese 40 Tonnen hinten drinne, du musst immer auf alle schauen, du musst gucken, wer macht was, du musst n bisschen Rätsel raten, was macht der Autofahrer, was macht der LKW-Fahrer, was macht das Kind auf der Straße, ähm, du hast nich die ganze Zeit dein Chef im Nacken, der dich beobachtet (LACHT) […] Ähm, du hast halt dein eigenen Platz, der LKW, den besitzt du zwar nich, aber im Endeffekt besitzt du ihn doch, es is dein Lebensraum, du lebst da, du arbeitest da, du hast deine Ruhe, also, im großen Ganzen.“

Bezüglich der Frage nach den Voraussetzungen für eine sinnstiftende Arbeit steht für Moritz vor allem die Sichtbarkeit der eigenen Leistung beziehungsweise des Arbeitsfortschritts im Vordergrund. In diesem Sinne scheint die Tätigkeit als Berufskraftfahrer ideal in sein Anforderungsprofil zu passen. In seinen Äußerungen über den „Alltag“ eines Berufskraftfahrers wird zudem deutlich, dass Moritz bereits über präzise Vorstellungen seiner zu erwartenden Arbeitsrealität verfügt:

„Arbeit macht mir immer Spaß, wenn man den Fortschritt sieht, wenn man sieht, was man macht. Wenn man, ähm, zum Beispiel, man hackt Holz, der Berg wird immer größer, ja, dann verschwindet er, dann kommt neues Holz, dis doch, du arbeitest die ganze Zeit für nichts, du machst die ganze Zeit den gleichen Scheiß, da hab ich einfach kein Bock drauf. Ich will nich die

ganze Zeit nur gleichen Scheiß machen, ich will, ähm, mal das, mal das, mal das, ja, und man will halt auch sein Freiraum, und das hast du sonst im Prinzip nirgendswo, weil überall, selbst beim LKW hast du das im Prinzip nicht mehr, aber, und du hast halt nich dieses, was mich hau, halt auch am meisten stört daran, du wachst morgens auf, ziehst dich an, fährst zur Arbeit, fährst von der Arbeit wieder nach Hause, gehst schlafen, morgens ziehst du dich an, fertich. Das machst du zwei Wochen und dann bist du tot, beim LKW, Sonntach Abend, Montag morgen, entweder Sonntach Abend, 22 Uhr, fährst du zum LKW, bist um 22 Uhr da, packst dein Sachen ein, fährst los, gehst irgendwann schlafen, am nächsten Tach stehst du auf, fährst du wieder woanders hin. Du hast halt nich diesen täglichen Rhythmus, dann fährst du manchmal am Tag drei Stunden nur, weil die Ladestellen sagen, nö, heute nich mehr. Dann fährst du manchmal, dann hast du manchmal deine fünfzehn Stunden Schichten, sprich, zehn Stunden fahren, fünf Stunden noch arbeiten. Dis is, dis, viele denken, LKW fahren, du fährst, was so nicht stimmt. Du fährst zwar viel, ja, aber du musst den LKW beladen, du musst den LKW abladen, du triffst jeden Tag neue Fr- neue Menschen, mit denen du dich, äh, unterhalten musst. Du musst die Papiere selber machen, joah. Du hast immer neue Orte, genau."

Moritz verfügt aus seiner Perspektive sowohl über umfangreiche Kenntnisse des Arbeitsalltags von Berufskraftfahrer:innen als auch über genaue Vorstellungen über die nächsten anstehenden Schritte in seinem Qualifikationsprozess. Unser Interview fand drei Monate vor der bereits anberaumten sogenannten Beschauung zur Aufnahme einer Ausbildung zum Berufskraftfahrer statt. Auch hierüber hat er sich offenbar genauer informiert.[4]

„Genau, ja, die Beschauung is im Prinzip, also die Beobachtung is im Prinzip, ähm: Kann ich die Leistung abrufen, die man dafür braucht, dis heißt, ähm, in der Beurteilung am Ende, wird geguckt, kann ich vernünftig laden, kann ich, äh, den Stapler manövrieren, ähm, hab ich die körperlichen Voraussetzungen dafür? Diesen Job zu machen. Das dauert halt sechs Monate, das is halt im Prinzip, im Großen Ganzen gesehen, is das mit in der Ausbildung schon drinne, weil die drei Monate danach mach ich halt, äh, den Staplerschein, den Kranschein, äh, den LKW-Führerschein, die fünf Module, die man braucht, und das is dann halt drei Monate einfach nur büffeln, büffeln, büffeln."

[4] In der Gegenüberstellung von Moritz Schilderungen des Ablaufs einer Ausbildung zum Berufskraftfahrer und den allgemein verfügbaren Informationen zum Ausbildungsverlaufs zeigen sich beträchtliche Differenzen. So bleibt diffus, worauf Moritz mit dem Begriff der „Beschauung" abzielt – womöglich handelt es sich hier um die Probezeit. Eine konkrete Entsprechung hierfür findet sich in offiziellen Angaben nicht. Auch die von Moritz genannten Zeiträume entsprechen nicht den offiziellen Angaben. Bei der Ausbildung zum:r Berufskraftfahrer:in handelt es sich vielmehr um eine „gewöhnliche" dreijährige duale Ausbildung.

In seinen Äußerungen über die Ausbildung oder auch die spätere Berufstätigkeit drückt Moritz neben seiner großen Vertrautheit mit dem Tätigkeitsfeld auch ein hohes Selbstbewusstsein, diese Aufgaben auszufüllen aus. Selbstzweifel tauchen hier an keiner Stelle auf.

Nachtrag:

Moritz hat am Ende der „Beschauung“ eine negative Beurteilung erhalten und konnte die Ausbildung zum Berufskraftfahrer entsprechend nicht aufnehmen.

Ruben: *„ich seh mich halt persönlich da als der große Bruder, der alles irgendwie versuchen will, zu retten“*

von Sebastian Zick

Ruben ist 17 Jahre alt und Teilnehmer einer Produktionsschulmaßnahme bei einem Bildungsträger, wo er im Fachbereich Küche tätig ist. Ruben hat bislang keinen Schulabschluss. Er erklärt dies als Folge einer Entwicklung, die im Alter von sieben oder acht Jahren (*„wo man grade alles gemerkt hat*“) begonnen hatte und für die zunächst ein Umzug der Familie ursächlich war.

> *„Aber dann kam das große, das erste große Problem für mich persönlich war, der erste Umzug, ich musste weg von meinen Freunden, von meinen Leuten, mit denen ich aufgewachsen bin und musste halt in n anderes Dorf sozusagen ziehen und da wieder neu anfangen. Und das war halt für mich das Problem, weil ich hab mich grade so richtig mit denen verstanden und dann muss ich halt weg. Und wieder neu anfangen. Und das, darauf hatte ich halt, eigentlich keine Lust und bin halt immer ruhiger geworden, und hielt mich dann eher zurück, bis ich dann irgendwann mich zu sehr zurückgehalten habe und fast gar nich mehr aufgefalln bin, sodass ich auch in der Schulzeit gemerkt habe, dass ich eigentlich keine Lust habe, irgendwas zu machen, und (räusper), ja, ähm, im Endeffekt dann gelangweilt an alle Sachen rangegangen bin, wenich Energie, weils mir irgendwie kein Spaß mehr gemacht hat, irgendwas zu machen. Und dann am Ende halt [beim Bildungsträger] gelandet bin und jetzt hier bin. Und ich versuch mich jetzt auch eigentlich auch wieder aufzubauen, selber.*“

Der beschriebene Umzug fand zwar „nur“ innerhalb seiner Heimatstadt statt, führte in Rubens Wahrnehmung aber dennoch dazu, dass wichtige Kontakte für ihn wegbrachen, das Umfeld seines Aufwachsens für ihn nicht mehr vorhanden war und dieser Umbruch von ihm so als besonders prägend wahrgenommen wurde. Der Umzug bildet für ihn den Startpunkt einer Entwicklung, in welcher er sich im Sozialen wie im Schulischen immer weiter zurückzog, und an dessen Endpunkt für Ruben das Verfehlen des Schulabschlusses stand. Ruben ergänzt diese „Ursachenforschung“ an anderer Stelle, indem er sich selbst als faul beschreibt. Sein Selbstrückzug und seine „Faulheit“ versteht er wiederum als aufeinander verwiesen und in der Summe als die beiden entscheidendsten Komponenten für seinen schulischen Misserfolg:

> *„Mh ja, im Endeffekt, am Ende gings halt einfach nur um, darum, dass ich faul war. Die Lehrer ham gesehen, ich kann was, aber ich wills nich zeigen, weil ich will nich auffallen, so, also hab ich*

mich eher zurückgehalten und nach ner Zeit gings halt so: oah nö, kein Bock mehr, das zu machen, also mach ichs nich mehr, und dann wars halt wirklich am Ende nur noch Faulheit und dadurch hab ichs halt verkackt.“

Familie und Verantwortung

Während unseres Gesprächs gibt Ruben einen Einblick in seine familiären Verhältnisse, bei denen die ökonomische Situation der Familie und vor allem seine zweijährige Schwester eine besonders wichtige Stellung einnehmen.

Die finanzielle Situation der Familie wird von Ruben mehrfach als prekär und sehr prägend gekennzeichnet.

„Ja, also, wir sind halt nich die Reichsten. Meine Eltern ham halt, wenn ich offen bin, sehr viel Scheiße gebaut in mein Alter jetzt. Die ham sich n Konto gemacht, haben ins Minus gezogen, weil sie dachten, is nix, so und jetzt stehn wir halt fast so, vor ner Pleite und müssen halt eigentlich uns jetzt wieder hocharbeiten“.

Ruben sieht sich selbst in einer verantwortungsvollen Position, um die finanzielle Schieflage und damit einhergehende Probleme wieder gerade zu rücken. In den Schilderungen der ökonomischen Situation der Familie bleibt er meist vage, vieles bleibt ungesagt. Dennoch wird deutlich, dass die materielle Armut sehr prägend für Ruben war und ist.

Im besonderen Maße fühlt er sich für seine kleine Schwester verantwortlich. „*Und dafür bin ich da, weil ich seh mich halt persönlich da als der große Bruder, der alles irgendwie versuchen will, zu retten, dass meine kleine Schwester halt nich das hat, was ich hatte, dass sie halt sagen kann: „Ey, ich möchte das!" und dann bekommt sie das.*“

Rubens Schwester nimmt eine zentrale sinnstiftende Rolle in seinem Lebenskonzept ein, bei der er in seinen Äußerungen ein geradezu elterliches Verantwortungsbewusstsein für sie offenbart. *„Also morgens aufstehen tu ich für meine kleine Schwester, dass sie halt nich das erleben muss wie ich. Also, mir wärs eigentlich, im Endeffekt, für mich persönlich wärs die größte Freude, egal, was ich arbeite, dass sie glücklich is, also, eigentlich arbeite ich dann für sie, also mir is dann egal, ob ich dann zur Bundeswehr gehe, Dachdecker mache oder Koch, halt. Aber ich, halt hauptsache, es macht auch mir noch Spaß.“*

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden und dafür sorgen zu können, dass „*meine kleine Schwester nicht dasselbe erfahren muss wie ich*“, orientiert sich Ruben an positiven Beispielen, mit denen er versucht sich und damit auch seine Familie „*wieder aufzubauen*“. „*Erfolgreichen Leuten gucken, die jetzt auch*

so einigermaßen so ne Hintergrundgeschichte wie ich haben, die fast nix hatten, aber denn zu etwas geworden sind, und daran versuch ich mich halt hochzuziehen, oder jetzt, Beispiel an meinem Cousin, der wurde halt genau aus den gleichen Verhältnissen wie ich und verdient jetzt ungefähr 3000€ im Monat."

Die Verantwortungsübernahme für die Familie und im Besonderen für seine Schwester ist ein durchgängiges Muster in Rubens Darstellung seiner Person und seiner Rolle, wenn er über sein jetziges Leben und seine Zukunftspläne spricht. In seinen Äußerungen steht jeweils nicht das „Ich" oder das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung im Vordergrund, sondern ein „Wir", in das sich Ruben einordnet und für das er bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Deutlich wird dies u.a., wenn Ruben in Rahmen unseres Interviews aufgefordert wird, drei Wünsche für seine persönliche Zukunft zu äußern.

> *„Äh, Gesundheit für meine Familie, äh, sehr viel Glück für meine kleine Schwester und ja, den letzten würd ich mir aufsparen, falls irgendwas Wichtiges passieren soll (LACHT)*"

Rubens Wünsche stehen sinnbildlich für eine Selbstkonzeption, die sich vorwiegend dem Familienwohl verpflichtet sieht und in der die Verantwortungsübernahme für dieses Gut derart im Vordergrund zu stehen scheint, dass das eigene Ich darin völlig aufzugehen scheint. Ein „Ich" taucht in all diesen Äußerungen nur auf, wenn es darum geht, für andere etwas erreichen oder ermöglichen zu wollen.

Verantwortung außerhalb der Familie

Wie sich im Laufe des Interviews zeigt, beschränkt sich Rubens starke Ein- und Unterordnung in ein soziales Gruppengefüge jedoch nicht nur auf die Sphäre des Familiären, sondern ist vielmehr als ein durchgängiges Muster seiner Konzeption von Selbst und Welt zu verstehen.

In Bezug auf seine künftigen Arbeitswünsche sowie seine Bestimmungen des Sinns von Arbeit betont Ruben zwar, dass er mit Arbeit auch die Hoffnung auf Spaß verbindet. Im Vordergrund stehen für ihn allerdings andere Faktoren:

> *„Äh, halt im Endeffekt einfach nur, etwas machen, Geld verdienen. Im, ja, wie soll ich sagen, äh, Arbeit is halt, dass man etwas tut für die Gesellschaft, dass man, n Teil von etwas is, und den andern hilft, jetzt sei es als Polizist, oder jetzt im Krankenhaus arbeitet, oder Bundeswehr jetzt, wenn irgendwas passiert, dass man da ist, oder Dachdecker, wenn jetzt einer n Dachschaden hat, dass man da halt helfen kann und Freude an der Ba- Arbeit hat, auf jeden Fall haben muss."*

Neben der Notwendigkeit des finanziellen Auskommens ist vor allem der Aspekt des Helfens für Ruben die sinnstiftende Bestimmung des Arbeitens. Freude an Arbeit wird für ihn gerade dann möglich, wenn das Resultat der Arbeit anderen zu Gute kommt. Er zeichnet dabei für sich ein Bild von Gesellschaft als

solidarischer Gemeinschaft, indem das Ganze nur aufrechterhalten kann, wenn sich die Mitglieder der Gesellschaft für ihren Erhalt einsetzen.

> *„Ja, auf jeden Fall, man sieht ja an der Polizei, dass es sinnvoll is, dass man hilft, weil ich mein, wenn man sacht, so ok, nö, is mir egal, dann zerfällt ja eigentlich alles in sich zusammen, also sehe ich das schon ziemlich wichtig, dass man sich h- gegenseitig hilft.“*

Ruben ist auch hier dazu bereit, sich für andere einzusetzen und Verantwortung zu übernehmen, sieht seine Rolle dabei aber mehr als Teamplayer denn als Einzelkämpfer. Dies wird deutlich, wenn er anhand einzelner Berufsfelder verdeutlicht, welche Position er sich für sich vorstellen kann und welchen Stellenwert er einer guten Zusammenarbeit beimisst.

> *„Dass man da so, an ner höhreren Stelle steht, aber auch nich zu hoch, dass man was zu-zu sagen hat, aber auch nich zuviel zu sagen hat, weil, das kann ich mir selber nich aufbürden, wenn ich jetzt sage, ok, ihr geht dahin, dann passiert irgendwas, dasselbe auch beim Dachdecker, dass ich halt so ne eigene Gruppe, da wo ich Praktikum gemacht habe, waren halt sechs verschiedene Gruppen, und jeweils ein Führer, also ein Gruppenleiter, der halt alles immer organisiert hat und da würd ich mich halt sehen, nich so einer, der so ne ganze Firma leitet, also eher so das Mittelding.“*

Zugehörigkeit zu und Gemeinschaft in einer sozialen Gruppe bilden Aspekte, welche von Ruben immer wieder als bedeutsam herausgestellt werden. So stellt er sowohl bezüglich seiner Tätigkeit beim Bildungsträger als auch bei einer deutsch-dänischen Gruppenaktivität das gemeinsame Arbeiten sowie die Gruppengemeinschaft als positivste Facetten heraus. Etwaige fachliche Lerneffekte der Maßnahme oder der Projektaktivitäten tauchen demgegenüber nicht auf. Entsprechend sind es gerade die Formen des sozialen Miteinanders, die für Ruben entscheidend für die subjektive Qualität von Arbeit zu sein scheinen.

Berufswünsche

Konkret spricht Ruben über drei unterschiedliche berufliche Richtungen, in denen er sich vorstellen könnte zu arbeiten. Es handelt sich dabei um eine Laufbahn bei der Bundeswehr sowie eine Tätigkeit als Dachdecker oder als Koch. Die Ausbildung zum Koch würde dabei an seine Tätigkeit beim Bildungsträger anschließen. Allerdings erwähnt er sie nur als „*dritte Option, so weil Koch persönlich macht mir auch Spaß, aber das würd ich eher dann in der Freizeit machen als beruflich*“.

Bei seiner zweiten Option, der Ausbildung zum Dachdecker, hat Ruben durch zwei Schulpraktika bereits praktische Erfahrungen sammeln können und positive Rückmeldungen erhalten. Seine Nähe zum Dachdecken wird im Interview mehrfach deutlich, wenn er auf das Beispiel des Dachdeckens verweist,

um seine Ausführungen mit einem lebensnahen Kontext zu untermalen. Die Praxis des Dachdeckens „*hat mir sehr gefallen*. *Und der Arbeitsgeber hat sogar gesagt, dass ich sehr großes Potential habe, weil ich direkt verstanden habe, wie das funktioniert, wie man am schnellsten das Dach fertig bekommt und sowas und ich glaube, wenn ich die Ausbildung als, ähm, bei der Bundeswehr fertig habe, werde ich vielleicht auch nochmal da ne Ausbildung anfangen*".

An erster Stelle steht für ihn jedoch die Bundeswehr, wobei er sich hier in eine familiäre Traditionslinie einordnet, die für ihn aber nicht nur Anlass freudvoller Erwartung, sondern auch als Verpflichtung erscheint.

> *„Ja, keine Ahnung. Dis [die Karriere bei der Bundeswehr] is irgendwie inna Familie so, mein Opa war, mein Uropa, mein Vater war, mein Onkel, mein Cousin, fast alle warn halt da. Und dann will ich halt nich der Einzige sein, der dann sagt, nein, ich will nich, aber persönlich will ich auch irgendwie, ich weiß nich warum, aber ich möchte dahin, dis, s-so irgendwas, was mich dahinzieht, wie man eigentlich auch bei Museum da gesehen hat, dass isso, ne Welt für sich, so, was die Menschen erreichen können, wir können jetzt dann Flugzeuge f-fast fliegen, und sowas will ich halt einfach, ja, keine Ahnung, ich weiß nich, wie ichs sagen soll, halt einfach gucken, wies da so ist, obs mir dann gefällt, ob ich mich da einleben kann oder, obs doch nix für mich is und ich was anderes suchen muss."*

Entgegen seiner ansonsten sehr klaren und entschiedenen Argumentationen sind Rubens Ausführungen an dieser Stelle auffällig diffus. Er beschreibt nur sehr kryptisch, was ihn an der Bundeswehr reizt bzw. ihn „*dahinzieht*" und leitet seine Motivation, bei der Bundeswehr tätig zu sein, zunächst damit ein, dass er nicht aus der familiären Tradition ausbrechen möchte. Ob er bei der von ihm beschriebenen Ausbildung bei der Bundeswehr die Grundausbildung, eine bestimmte Ausbildung, die zivilen oder die militärischen Ausbildungsmöglichkeiten meint oder er die jeweiligen Optionen und Differenz überhaupt kennt, bleibt unklar. Nachdem er zu Beginn relativ deutlich artikuliert, dass er sich bei der Bundeswehr sieht, baut er sich gegen Ende seiner Aussage eine Exit-Option ein. Daraus wird erkenntlich, dass er sich keineswegs so sicher ist, ob die Bundeswehr zu ihm und seinen Wünschen passt.

Die familiäre Bindung zeigt sich hier einerseits als Vereinfachung des beruflichen Orientierungsprozesses, andererseits aber auch als individuelle Bürde, da mit ihr eine soziale Erwartungshaltung mittransportiert zu werden scheint, die es für Ruben schwermacht, ihr vollständig zu entsagen.

Für Ruben scheint in Folge dieser Ausgangslage zumindest festzustehen, dass die Bundeswehr seine erste Anlaufstelle bildet, er sich aber Optionen für den Fall offenhalten möchte, dass er in der beruflichen Praxis subjektiv keine Passung zwischen sich und der Bundeswehr wird herstellen können. Die

Bundeswehr erscheint so weniger als Rubens Wunschberuf, sondern eher als eine Art familiärer Ableistungsverpflichtung, was dem Muster Rubens entspricht, die eigenen Wünsche und Vorstellungen dem Wohlergehen der Familie größtenteils unterzuordnen.

Tanja: *„Mich versteht niemand, mich versteht niemand, komplizierter Mensch“*

Von Sebastian Zick

Das Gespräch mit Tanja findet während einer mehrtägigen JUMP-Projektveranstaltung in Dänemark statt. Tanja hat ihre Sachen bereits gepackt, weil sie kurze Zeit später vorzeitig von der Projektveranstaltung abreisen wird. Die vorzeitige Abreise hatte Tanja bereits im Voraus abgesprochen, weil sie sich einen Aufenthalt über die ganzen fünf Tage nicht zugetraut hatte und froh war, dass es für sie die Möglichkeit gab, bereits nach drei Tagen nach Hause fahren zu können. Durch die bevorstehende Abfahrt ist eine gewisse Hektik im Raum. Mehrfach werden wir durch Ankündigungen darüber, wie viel Zeit uns für das Interview noch bleibt, unterbrochen.

Bevor wir das Interview, dem Tanja bereitwillig zugestimmt hatte, beginnen konnten, stellt sie einige Sachen klar: Sie äußert zunächst, dass sie derzeit schlecht gelaunt ist, worauf sie im späteren Verlauf unseres Gesprächs noch genauer eingeht. Zudem kündigt sie an, dass sie zwar prinzipiell gerne etwas von sich erzählt, über manche Phasen oder Begebenheiten ihres Lebens aber nicht sprechen möchte. Im Laufe des Interviews macht sie dies mehrfach durch plötzliches Abbrechen, klar verbalisierte Grenzziehungen („*darüber möchte ich nicht sprechen*“), Schweigen oder ablehnende Gesten wie hektisches Kopfschütteln deutlich. Dadurch bleiben in der Darstellung von Tanjas Geschichte auch einige Fragen offen, die teilweise auf lückenhafte Erzählungen, schwer zu verarbeitende biographische Einschnitte und Widersprüchlichkeiten verweisen.

Im Alter von 20 Jahren blickt Tanja bereits auf eine Reihe an Umbrüchen zurück, die sich auch anhand einer Vielzahl von Wohnortswechseln zeigen: Zum Zeitpunkt unseres Interviews wohnt Tanja in einer norddeutschen Großstadt, wo sie vor 20 Jahren auch geboren wurde, bevor sie kurze Zeit später nach Wismar[5] zog. Ihre Eltern ließen sich scheiden, als sie zwei Jahre alt war. Ihre ältere Schwester wohnte daraufhin weiter mit ihr bei ihrer Mutter, ihr Bruder bei ihrem Vater. Mit Schwester und Mutter zog sie später nach Bayreuth, wo sie in einer Förderschule zur Schule ging, die 9. Klasse jedoch in zwei Versuchen nicht erfolgreich abschloss und entsprechend zunächst keinen Hauptschulabschluss hatte. Nach acht Jahren in Bayreuth zog sie, veranlasst durch die Trennung ihrer Mutter von ihrem damaligen

[5] Zum Zweck der Anonymisierung sind alle Ortsnamen verändert.

Partner, mit ihrer Mutter nach Bremen. Ihre Schwester blieb in Bayreuth und ist dort inzwischen selbst Mutter geworden. Zur Schwester besteht nach wie vor ein in Tanjas Augen guter Kontakt.

In Bremen besuchte Tanja fortan eine Berufsschule, um dort ihren Hauptschulabschluss nachzuholen, was ihr erneut nicht gelang. Nach zwei Jahren in Bremen folgte die Rückkehr zu ihrem Geburtsort, wo sie zum Zeitpunkt des Interviews an einer berufsvorbereitenden Maßnahme bei einem Bildungsträger teilnimmt, über die sie nun auch ihren Hauptschulabschluss nachholen konnte. Nach Abschluss der Maßnahme wird sie eine Ausbildung bei einer Zoohandlung aufnehmen.

Nachdem sie in Bremen mit ihrem damaligen Partner zusammengelebt hat, wohnt sie nun in einer betreuten Wohngruppe mit anderen Jugendlichen, die sich in einer berufsvorbereitenden Maßnahme befinden. Ihre Mutter ist zeitgleich mit ihr von Bayreuth nach Bremen, aber bereits vor ihr von Bremen zu ihrem jetzigen gemeinsamen Wohnort gezogen. Als sie in Bremen wegen einer „*ganz doofen Geschichte*“, die sie nicht näher ausführt, aus ihrer Wohnung rausflog, zog Tanja ihrer Mutter hinterher. Nachdem sie zunächst bei ihrer Mutter unterkam, wohnte sie kurze Zeit später, wohl aufgrund des knappen Wohnraums bei ihrer Mutter, vorübergehend bei ihrem Bruder, bevor sie schließlich in die betreute Wohngruppe zog. Mit ihrem Bruder trifft sie sich regelmäßig zum Cocktailtrinken. Ihr Vater lebt in derselben Stadt. Den Kontakt zu Bruder und Vater beschreibt Tanja als intakt, ihre wichtigste Bezugsperson ist jedoch ihre Mutter, zu der, nach Tanjas Äußerungen, eine sehr gute Beziehung besteht. Der Grund dafür, dass Tanja in einer betreuten Wohngruppe und nicht beispielsweise bei ihrer Mutter wohnt, wird nicht deutlich. Tanja erklärt zwar, dass sie das gerne wolle, aber dass es, aus Gründen, auf die sie nicht näher eingehen möchte, nicht realisierbar wäre. Bei einer abschließenden Frage nach ihren Wünschen für die Zukunft äußert sie den Wunsch, dass ihre Mutter reich und glücklich wäre.

Beziehungen und andere Menschen

Während des Interviews betont Tanja ihre schlechte Laune, die sie auf die kürzlich vollzogene Trennung von ihrem Partner zurückführt. Allgemein sind ihre vergangenen Beziehungen sehr bestimmend für die Darstellung ihres Lebensverlaufs. Neben der gerade zurückliegenden Trennung und der Trennung von ihrem damaligen Partner in Bremen erzählt sie von zwei weiteren Beziehungen. Tanja beschreibt sich als bisexuell und wünscht sich für die Zukunft auch wieder eine Frau als Partnerin, weil sie, auf eine Beziehung mit ihrer damaligen Partnerin zurückblickend, der Meinung ist, dass Frauen bzw. Mädchen besser zu ihr passen: „*Wenn ich mit nem Mädchen zusammen bin, sie is auch n Mädchen, und sie versteht, was ich will, weil sie auch n Mädchen is, sie denkt halt so wie ich*“.

Tanja berichtet zudem von einer weiteren für sie bedeutsamen Beziehung, die noch in ihre Bayreuther Zeit zurückreicht. Im Alter von 15 Jahren hatte sie ihr damaliger Freund gefragt, ob sie Interesse am

Ausprobieren von Drogen hätte. Tanja bejahte und begann daraufhin mit dem Drogenkonsum – „*auch härtere Drogen und das hab ich n halbes Jahr durchgenommen*“. Rückblickend betrachtet Tanja diese Phase ambivalent. Einerseits „*war es auch eine gute Erfahrung, ich bereue es nicht*“, andererseits ist in dieser Phase ab einem gewissen Zeitpunkt offenbar „*alles scheiße gelaufen […] Menschen verändern sich, wenn sie Drogen nehmen*“. Auch wenn diffus bleibt, was sich damals genau zugetragen hat, wird an mehreren Stellen deutlich, dass diese Erfahrungen für Tanja prägend waren. Ein Bruch aus ihrem damaligen sozialen Umfeld sowie die Trennung von ihrem Partner waren die ersten Schritte aus dieser Situation: „*Und dann hab ich zu den ganzen Leuten den Kontakt abgebrochen, ja (lacht), und dann hab ich mein Leben halt wieder, einigermaßen auf die Reihe bekommen, ich hab's versucht*“. Zudem wird an mehreren Passagen des Interviews ersichtlich, wie kritisch Tanja diese Phase ihres Lebens aus heutiger Perspektive betrachtet. So möchte sie ihrer Mutter zeigen, dass sie „*das Leben ernst nehme, weil ich es ja früher nicht getan habe*“ und hat „*keine Lust, schon wieder so nach unten gezogen zu werden, von den Leuten, so wie's früher war*“.

„Das Leben ernst zu nehmen“ ist für Tanja dabei jedoch nicht nur ein Anspruch an sich selbst, sondern auch an andere. Diese Haltung nimmt für sie eine bedeutende Rolle ein, wenn es um das Knüpfen neuer Kontakte geht. Gerade dieser Prozess bereitet Tanja jedoch Sorge. Sie hat bislang kaum Freunde gefunden. Nur ein, zwei Personen zählt sie zu ihrem Freundeskreis. „*Dann geh ich halt mit denen mal was trinken und sonst, eigentlich nichts, ah ich langweil (räusper)- ich langweile mich auch immer zuhause. Das is echt scheiße.*“

Auch mit anderen Teilnehmer:innen der Berufsvorbereitungsmaßnahme kann Tanja offenbar nicht viel anfangen:

> „*Ja (lacht), aber die interessiern mich auch alle nicht, also ich seh das so: ich sehe, dass den meisten, denen alles egal is, und die einfach nur scheiße da machen und ich möchte was mit Leuten zu tun haben, die das Leben ernst nehmen, also das Arbeitsleben und der Rest kann mir auch egal sein, und wenn ja, wenn das nicht ist, dann seh ich da auch kein Sinn, mich irgendwie mit denen anzufreunden oder so.*“

Tanja äußert darüber hinaus an mehreren Stellen ganz grundlegende Schwierigkeiten im Verhältnis zu anderen Menschen. Sie „*mag Tiere lieber als Menschen*“, sieht „*draußen auf der Straße oder im Café viel zu viele Menschen*“, stört sich dabei an deren „*Anwesenheit einfach*“ und betrachtet sich entsprechend eher als „*Einzelmensch*“. Während des Projektaufenthalts in Dänemark, zu dessen Abschluss wir auch das Interview führen konnten, berichtet sie genervt davon, dass sie keine Ruhe finden konnte – „*das war auch mein Problem, weil die überall waren. Sind ja überall Menschen*“.

Der Aufbau von freundschaftlichen wie auch partnerschaftlichen Beziehungen beschäftigt sie offensichtlich: „*Bin jetzt kein falschen Mensch oder so (lacht), ich weiß nicht, ich mach eigentlich alles richtig, denk ich, ich betrüg niemanden oder so, das is sowieso das Schlimmste auf der Welt, was es gibt für mich, ich weiß nich, versteh ich nich*“. Diese Schwierigkeit drückt sich auch in Tanjas Abschluss des Interviews aus, bei dem sie auf die Frage, was man noch wissen müsse, um sie zu verstehen oder kennenzulernen, äußert: „*Mich versteht niemand, mich versteht niemand, komplizierter Mensch*“.

Tiere

In ganz anderer Weise spricht Tanja über Tiere, die in ihrem Leben auf vielfältige Art und Weise eine bedeutende Rolle spielen. „*Ich mag Tiere lieber als Menschen (lacht), ich bin mit denen echt viel lieber zusammen*“. Tanja hat derzeit einen Tigerphyton zuhause und hatte zuvor bereits weitere Schlangen, Geckos, Ratten, Mäuse, Hamster, Katzen, Hunde und Fische als Haustiere. Auf eine Frage nach Hobbies antwortet sie mit *„nur meine Schlange“.*

Auch außerhalb ihres Haushalts ist sie gerne in der Gegenwart von Tieren. Sie würde gerne ehrenamtlich im Tierheim arbeiten, kann dies aufgrund der großen räumlichen Distanz zum Tierheim nicht verwirklichen, macht aber allgemein „*freizeitmäßig auch gerne was Tieren, wenn ich die Möglichkeit habe*“.

Für ihre künftige berufliche Praxis steht ebenfalls der Bezug zu Tieren im Vordergrund. Ihr Traumjob läge im Zoo oder im Tierheim. Ihre anstehende Ausbildung in einer Zoohandlung wird für sie nur durch den Kontakt zu Tieren attraktiv. In der Entscheidung für eine Tätigkeit im Einzelhandel wägt sie ihre Verhältnisse zu Menschen und Tieren ab. Eigentlich, so Tanja, ist „*Einzelhandel nichts für mich […], weil ich möchte, ich hab nich so gerne Kontakt mit Menschen, ehrlich gesagt, aber ich arbeite jetzt auch im Einzelhandel, aber auch nur weil da Tiere sind (lacht), sonst würd ich das auch nich machen*“.

Die Möglichkeit des Kontakts zu Tieren ist es dabei auch, was Arbeit für Tanja allgemein attraktiv macht bzw. ihr einen Sinn verleiht.

Arbeit

> „*Arbeiten is für mich sehr, sehr wichtig, weil zuhause sitzen kann ich nich, möchte ich nicht, weil ich finde, das geht einfach nicht. Also, wenn ich arbeite, dann muss ich auch was machen, was mir Spaß macht, und ich arbeite sehr gerne mit Tieren zusammen, Tiere sind mir sehr wichtig, deswegen ist es mir auch sehr wichtig, dass ich eine Arbeit mit Tieren habe*“.

Tanja konzipiert Arbeit zunächst über ihr Gegenteil – das Nichtarbeiten bzw. das Zuhausesitzen. Da dieses, aus Gründen, die sie zunächst nicht expliziert, für sie keine mögliche Option darstellt, ergibt

sich daraus die Notwendigkeit des Arbeitens. Sie relationiert Arbeit im Folgenden damit, dass ihre Tätigkeit ihr Spaß bereiten müsse. Entsprechend ihres starken persönlichen Bezugs zu Tieren ist es dann eben eine Arbeit mit diesen, die für Tanja von Interesse ist. Ihr Berufswunsch stellt sich so als eine Verbindung der Notwendigkeit des Arbeitens mit ihren persönlichen Interessen dar. Der Wunsch nach einer *Zusammen*arbeit mit Tieren ist dabei zunächst ungewöhnlich, imaginiert das „zusammen" dabei schließlich ein wechselseitiges, auf Augenhöhe stattfindendes Wirken zweier (Arbeits-)Partner. Eine solche Relation zwischen Mensch und Tier mutet auf den ersten Blick seltsam an. So lässt sich eine derartige Beziehung zwar vielleicht beispielsweise im Zusammenspiel von Reiter*in und Pferd vorstellen, erscheint aber in den von Tanja anvisierten eher tierpflegerischen Arbeitsbereichen als Beschreibung der Tätigkeitsformen eher unpassend. Gleichzeitig verdeutlicht diese Äußerung, wie bedeutsam Tanja ihre Verbindung zu Tieren setzt. Sie zeigt, in ihrer Umkehrung, jedoch erneut auch, wie problembehaftet soziale Beziehungen mit Menschen für sie zu sein scheinen.

Ein zusätzlicher, davon unabhängiger Antrieb zum Arbeiten besteht für Tanja offensichtlich in der Beziehung zu ihrer Mutter. „*Ich möchte meine Mutter stolz machen, indem sie sieht, dass ich arbeite und das Leben ernst nehme, weil ich es ja früher nicht getan habe*".

Im Rahmen ihrer Maßnahme beim Bildungsträger, bei dem es keine Möglichkeit zur Arbeit mit Tieren gibt, war Tanja im Holz-, Farb- und Friseurbereich tätig. Während der letztgenannte Bereich ihr überhaupt nicht zusagte, könnte sie sich in den anderen Bereichen durchaus eine spätere berufliche Tätigkeit vorstellen.

Arbeitserfahrungen konnte sie zudem im Einzelhandel bei einem Restpostenmarkt machen. Diese beschreibt sie zwar als „*ganz gut*", schließt dieses Tätigkeitsfeld aber aufgrund des notwendigen Kontakts zu Menschen bei einem gleichzeitig fehlenden Kontakt zu Tieren für sich aus.

Bezüglich der Frage, wann oder unter welchen Voraussetzungen Arbeiten Spaß machen kann, orientiert sie sich in ihren Schilderungen an den Arbeitserfahrungen ihrer Mutter, die im Verkauf einer Bäckerei arbeitet.

> „*Das Arbeitsklima muss halt stimmen, also die Leute mit denen arbei- zusammen arbeitet, die müssen, man muss sich damit ver- mit den Leuten verstehen, die Kunden müssen nett sein, weil die Kunden sind im Verkauf wirklich sehr frech manchmal, die sind einfach nur frech, und man muss halt aufpassen, dass man selber nich frech wird, weil sonst wird man vielleicht rausgeschmissen, das is halt sehr wichtig*".

Bezogen auf ihren Dänemarkaufenthalt kontrastiert sie diesen vor allem mit der Arbeit im Bildungsträger. Sie zeichnet dabei ein für sie sehr angenehmes Bild der Tätigkeitsformen. Dort sei alles „*ganz entspannt. Und wir arbeiten in Ruhe und fasst auch, was wir möchten. Wir dürfen uns halt selber was*

bauen und selber was malen und so“. Für ihren Aufenthalt in Dänemark und ihre dortigen Arbeitsaufgaben während einer Projektveranstaltung zeichnet Tanja ein, verglichen mit dem Alltag beim Bildungsträger, gegensätzliches Bild ihrer Tätigkeit: „*Hier sagen die uns alles, was wir tun sollen, […] irgendwie ham die mich genervt (lacht), ja. Das hat mir nich so gepasst, weil ich kann ja auch nirgendwo meine Ruhe haben*“. Tanja charakterisiert die vom Projekt gebotenen Räume gerade nicht als Gelegenheit zum kreativen und selbstbestimmten Arbeiten. Sie nimmt stattdessen gerade die Tätigkeitsfelder im Bildungsträger als eben solche Räume wahr, in denen sie die Schwerpunkte ihrer Tätigkeit nach Lust und Neigung wählen kann. Die Tätigkeit beim Bildungsträger, in dem sie vorwiegend im Kreativ- und Kosmetikbereich arbeitet, wird so als eine Art Schonraum vorstellig, demgegenüber eine Projektrealität steht, die von ihr durch ein hohes Maß an Fremdbestimmung charakterisiert wird. Diese fremdbestimmten Realitäten sieht Tanja wiederum auch zukünftig auf sich zukommen: „*Ich weiß, das is in der normalen Arbeitswelt auch so*“.

Sigrid: *Ich kam mit den dreckigsten Arbeitsschuhen ins d'Angleterre[6], die es gibt.*

Von Finn M. Sommer und Christine Revsbech Jensen

Sigrid ist Dänin und 19 Jahre alt. Sie besucht seit etwas mehr als einem Jahr eine Produktionsschule in der Nähe ihres Wohnortes auf Lolland. Sie besucht die internationale Abteilung der Schule und wird bald ein Praktikum als LKW-Fahrerin in einer 115 Kilometer entfernten Stadt in der Nähe von Kopenhagen beginnen. Sigrid hat uns zwei Mal etwas über ihr Leben und ihre Perspektiven auf Ausbildung, Praktikum und Arbeit erzählt. Das erste Interview fand bei einem Future Camp des JUMP-Projekts statt, an dem sie teilnahm[7]. Das zweite Interview wurde später in der Produktionsschule geführt, die Sigrid besucht. Die vorliegende Geschichte basiert auf beiden Interviews.

Heranwachsen: *Dann wurden wir uns einig, dass wir mich nun in Obhut nehmen*

Sigrid ist in einer Kopenhagener Vorstadt aufgewachsen und kam im Alter von 13 oder 14 Jahren „*unter in einer Einrichtung*" für Kinder und Jugendliche auf Falster. Zuvor wohnte Sigrid mit ihrem Vater, ihrer Stiefmutter und „*zwei kleinen Teufelinnen von Stiefschwestern*" zusammen, „*die er mit in die Familie gebracht*" hat und die „*leider mit dabei waren*". Sigrid verstand sich nicht mit ihrem Vater und kam auch mit ihrer Stiefmutter nicht zurecht.

Wenn Sigrid von ihrer Familie berichtet, erwähnt sie vier Geschwister und eine Halbschwester:

> „*Der älteste, das ist mein großer Bruder Patrick, der ist 30, glaube ich, dann habe ich eine große Halbschwester, 25 oder 26, eine andere große Schwester, die ist 21 oder 22, meine ich, und dann noch mit 19. Da sind nur gerade mal 3 Monate zwischen uns, und dann bin da ich, dann ist da mein kleiner Bruder mit 16 und so viele sind wir.*"

Sigrid hat keinen Kontakt mehr zu ihren Geschwistern: „*Meine Geschwister sind verdammt noch mal genau so dumm wie immer. Da ist nicht so viel Hirn drin.*" Sigrid hat sich auch entschieden, Weihnachten nicht mehr mit der Familie zu feiern:

[6] Das *d'Angleterre* ist ein bekanntes Luxushotel in Kopenhagen.
[7] Dieses Interview wurde von den Studierenden Johan Fritze Neve und Caroline Christiansen durchgeführt, die zu diesem Zeitpunkt den Humanistisch-Technologischen Bachelor an der Roskilde Universitet absolvierten.

„Meine Familie hat dafür gesorgt, dass ich kein Weihnachten mehr feiern will. Wenn man auf dem Sofa sitzt und „fra alle os til alle jer"[8] sieht und dann gesagt bekommt, dass man gerne aufstehen darf, weil man etwas machen soll, dann denkt man: »Da läuft Disneys Juleshow! Das verpasse ich immer!« Und wenn man dann noch dasitzt und sich anschreit. Wenn dann die Soße gerade etwas angebrannt ist, dann ist da ein Riesenchaos. Und wenn man den Kindern nicht gerade etwas zu Weihnachten geschenkt hat, was auf jeden Fall 150 Kronen [9]wert ist, dann muss man sich das auch anhören. Also, dann entwickelt sich das eben so, dann ziehe ich Weihnachten ab."

Sigrid findet nicht, dass es schön ist, mit ihrer Familie zusammen Weihnachten zu feiern. Als Beispiele dafür, warum sie nicht mehr mit ihrer Familie zusammen Weihnachten feiern möchte, führt Sigrid an, dass sie die obligatorische Disney-Juleshow, die jedes Jahr im Fernsehen ausgestrahlt wird, nicht sehen darf, weil sie helfen soll und dass ihre Familie sich aus Gründen anschreit, die Sigrid für unwichtig hält. Sie wird auch kritisiert, wenn die Geschenke, die sie verschenkt, nicht einen bestimmten, offenbar festgelegten Mindestwert haben.

Heute hat Sigrid keinen Kontakt mehr zu ihren Geschwistern oder ihrer Mutter: *„Ich rede nicht mehr mit meiner Mutter. Ich will keinen haben, der mich durch den Dreck zieht und mich nicht haben will".* Sigrid hat nur Kontakt zu ihrem Vater.

Sigrid wurde als Kind vergewaltigt. Sie traute sich nicht, es jemandem zu erzählen, beschloss aber eines Tages, es ihrer Familie zu erzählen.

„Das ging auch darum, dass als Kind, da wurde ich vergewaltigt, und das habe ich mich einfach nicht getraut jemandem zu sagen, weil ich so große Schuldgefühle hatte wegen dem, was passiert war, also, als ich dann eines Abends da saß und mit der Familie darüber gesprochen habe, dass es einigen von ihnen auch passiert war, dann dachte ich... dann kann ich es jetzt genau so gut sagen, und dann habe ich es meinem Vater erzählt, und dann kommt da eine Riesensache von der Polizei."

Sigrid erklärt, warum sie sich entschieden hat, offen mit ihrer Vergewaltigung umzugehen:

„Ich rede offen darüber, weil für mich ist das Erzählen, wer ich bin, was ich durchgemacht habe, so: Hier bin ich, aus diesem Grund. Sodass sie das gleich mitkriegen: So bin ich. Es kann sein, dass es vielen so geht, aaah, vielleicht solltest du das für dich behalten, aber dann weißt du nicht,

[8] Sigrids Äußerung bezieht sich auf die in Dänemark sehr beliebte Weihnachtsfamiliensendung mit dem gleichnamigen Titel *fra alle os til alle jer (dt.: von uns allen für euch alle)*. Das gemeinsame Fernsehgucken der Sendung gehört in vielen dänischen Familien zu den üblichen weihnachtlichen Traditionen.
[9] 150 Dänische Kronen entsprechen ca. 20€.

warum ich bin, wie ich bin, und dann weißt du nicht, warum ich die Einstellungen habe, die ich habe. Und mir geht es auch so, dass ich nicht mehr über vergossene Milch weinen will, das ist einfach das schlimmste, also, jetzt sind die Kanäle einfach so trocken, dass ich genau so gut darüber reden kann, weil ich sowieso nicht weine."

Ihre Zeit in der Folkeskole beschreibt Sigrid als „*eine Hölle"*. Sie wurde in der Folkeskole gemobbt. Die Kombination daraus, dass es ihr sowohl zu Hause als auch in der Schule schlecht ging, führte laut Sigrid dazu, dass sie früh damit begann, zu kiffen:

„Ich war neun Jahre alt, als ich erstmals anfing, also ich war sehr früh dran. Und meine Freunde, die waren um die 15-16. Also das war einfach so, jetzt hänge ich mit diesen guys rum. Dann haben wir uns dafür entschieden, jeden Tag rüberzugehen und Hash zu rauchen. Ich konnte nicht leben, wenn ich nicht auf jeden Fall 10 Bongs gehabt hatte. Dann kam es dazu, dass, ja, wenn wir uns besonders doll langweilten, dann gingen wir raus und fanden irgendwas zum Abbrennen. Oder wir gingen zu Supermärkten, dann haben wir Freunde dazu gebracht, den Verkäufer abzulenken, und dann gingen wir einfach mit den ganzen Waren raus... ich habe auf jeden Fall 12-13 alte Häuser abgebrannt und habe aus ich-weiß-nicht-wie vielen Läden gestohlen. Es war dann also an der Zeit, dass ich da wegmusste."

Sie führte ein sehr destruktives und kriminelles Leben, rauchte viel Haschisch, setzte Häuser in Brand und stahl in unzähligen Läden. Über ihre Familie in dieser Zeit erzählt Sigrid:

„Mein Vater, der kam einfach nicht mit mir klar. Meine Entwicklung stand vollkommen still... das zog mich psychisch einfach so runter."

Es führte am Ende dazu, dass sie aus der Familie genommen und in einer Einrichtung für Kinder und Jugendliche untergebracht wurde. Als Sigrid in die Einrichtung kam, hörte sie auf zu kiffen und hat seitdem kein Haschisch mehr angerührt: „*Ich rühre es nicht mehr an*. *Ich traue mich einfach nicht, weil ich weiß, dass ich einen Rückfall habe."* Auch zu den alten Freunden aus dem Ghetto[10] hat Sigrid keinen Kontakt mehr. Sie hatte eine Zeit lang Kontakt mit einer Freundin von damals, hat die Verbindung aber abgebrochen:

[10] Wenn Sigrid ihre Herkunft mit dem Ghettobegriff beschreibt, klingt das zumindest für deutsche Ohren zunächst befremdlich. Tatsächlich ist der Ghettobegriff in Dänemark jedoch seit einiger Zeit Gegenstand politischen Handelns. Unter der Prämisse der Vermeidung von Parallelgesellschaften wurden in Dänemark unterschiedliche Abstufungen von Wohngebieten eingeführt. Ein „Ghetto" wird dabei darüber definiert, dass mehr als 50% der Einwohner nicht-westlicher Herkunft sind. Die Maßnahme hat aufgrund der diskriminierenden und stigmatisierenden Wirkung dabei national wie international Kritik auf sich gezogen. Näheres dazu z.B. unter: https://www.spiegel.de/politik/ausland/daenemark-was-es-mit-der-umstrittenen-ghettoliste-auf-sich-hat-a-1299448.html [12.08.2020].

„Ich hatte keine Lust, ihr zu antworten, weil sie mir nachts um scheiß Uhrzeiten schrieb, und ich musste ja raus zur Arbeit, also konnte ich das nicht aushalten, das sie mir schrieb, und ich musste ihr dann antworten, und das war typisch, ich bekam auf jeden Fall so 20 Nachrichten von 2 bis 4 Uhr, und da liege ich also im Bett und schlafe... Dann ist es eben so, dann bist du es eben nicht wert."

Während der höheren Klassen der Folkeskole wurde Sigrid psychologisch betreut.

„Ich wurde zur Psychologin gezwungen... Die Psychologin half mir nicht besonders. Sie hat einfach ein Puppentheater über mein Leben gemacht, und damit ging es mir nicht sehr gut, also redeten wir am Ende einfach über Farben: Was ich über eine Farbe denke, wenn ich sie sehe, und warum ich [an] diese Farbe denke. Ich weiß nicht so genau, was das sollte, das wirkte so sehr wie Fünfjährigen-Pädagogen-Krams. Also da bat ich darum, das zu beenden, weil ich da zur Prüfung musste, und das war genau der Glückstreffer für mich, weil ich einfach keine Lust auf die hatte."

Es war nicht Sigrids eigener Wunsch, mit einer Psychologin zu sprechen. Sigrid findet nicht, dass die Psychologin ihr eine große Hilfe war. Sie findet, dass die Gespräche mit der Psychologin auf einem Niveau geführt wurden, als sei sie eine „*Fünfjährige"*. Sigrid ergriff deshalb die Initiative, um die Gespräche mit der Psychologin mit der Begründung zu beenden, sie müsse zur Prüfung. Sigrid beschreibt es als „*Glückstreffer"*, dass die Gespräche mit der Psychologin aufhörten.

Wenn Sigrid an ihre Kindheit und Jugend in Kopenhagen zurückdenkt, dann würde sie auf diese Jahre gerne verzichten:

„Wenn ich etwas eintauschen könnte, dann wären es ganz bestimmt diese Jahre. Wenn man in die Schule kam, wurde man für alles Mögliche gemobbt, dann kommt man nach Hause und kriegt ein bisschen psychischen Terror obendrauf, dann, dann hatte man nicht richtig diese Pause. Ich wohnte auch in einem Ghetto-Gebiet, also ich hatte ja nicht das, was man Freiraum für ein Kind nennt. Also, ich habe mit Hash angefangen und so ein bisschen als Neunjährige, weil ich überhaupt keine Pausen hatte. Dann kam da ein Kollege und gab mir einen Joint und hat gesagt: »Probier das hier, das macht richtig gut locker«. Und ich machte das, weil ich auch kurz vergaß, wo ich war, und dann wurde ich letztendlich davon abhängig, und dann wurden wir uns darüber einig, dass wir mich nun in Obhut nehmen."

Sigrid berichtet also, dass es sich um eine freiwillige Inobhutnahme aus der Familie als 13 oder 14-jährige gehandelt hat. Sie hat seitdem in verschiedenen Einrichtungen gelebt. Heute zahlt Sigrid Miete in der Einrichtung, in der sie wohnt. Mit dieser Aussage schließt Sigrid ihre Erzählung über ihr Heranwachsen und ihren familiären Hintergrund ab.

Berufspraktikum in der Folkeskole: *Ich fand das ziemlich cool*

In der neunten Klasse der Folkeskole absolvierte Sigrid ein einwöchiges Praktikum bei Dansk Retursystem - einer dänischen Non-Profit Organisation, die gebrauchte Dosen und Flaschen einsammelt und diese wiederverwertet. Sigrids Vater arbeitet ebenfalls bei Dansk Retursystem. Sigrid hat ihr Praktikum sehr gut gefallen:

> *„Das fand ich ziemlich cool, ich war ja im d'Angleterre und alles... also ich kam mit den dreckigsten Arbeitsschuhen ins d'Angleterre, die es gibt. Die dreckige Arbeitskleidung und der Geruch von gegorenem Alkohol, Brause, Wasser und Wein, vermischt in einem guten Klumpen. Der Duft dazu, wenn ich sage: »Hallo, ich komme von Dansk Retur, ähm, könnt ihr mal hinten aufmachen? [die Hintertür]« Dann kann man ja da stehen, im feinsten Hotel, das es gibt, und dreckig aussehen. Das ist das geilste Erlebnis, das ich hatte, ever.“*

Sie betont die soziale Differenz. Sigrid fühlte sich gegenüber dem Personal und den Gästen in dem feinen Hotel keinesfalls untertänig oder demütig. Ganz im Gegenteil verliehen ihr die Arbeit und die dreckige Arbeitskleidung und der dazugehörige Geruch so großen Stolz und Selbstvertrauen, dass sie ohne Probleme durch den Haupteingang gehen und sagen konnte: „*Könnt ihr mal hinten aufmachen?“*

Sigrid betrachtet den Unterschied zwischen sich selbst und *„den feinen Leuten*" im d'Angleterre als Klassenunterschied.

> *„Die sahen auch ein bisschen lustig aus, das waren reiche Männer, die vorbeigingen, so ein bisschen: »Verdammt, eine aus der Mittelklasse... Was soll das?«“*

Dass sie wahrnahm, dass die reichen Herren im d'Angleterre komisch guckten und durch den Anblick von „*eine[r] aus der Mittelklasse“*, in ihrer schmutzigen Arbeitskleidung und den dreckigsten Arbeitsschuhen irritiert waren, hat dazu beigetragen, Sigrid „*das geilste Erlebnis... ever“* zu verschaffen. Neben diesem Erlebnis, das Sigrid beeindruckt hat, hebt sie hervor, dass sie die Mitarbeiter:innen im Praktikumsbetrieb mochte, besonders konnte sie „*eigentlich deren Arbeitsmoral und die Art, auf die sie sozusagen zusammenhielten“*, gut leiden.

Berufsausbildung: *Ich war nicht schlau genug, ich war nicht sozial genug*

In der neunten Klasse der Folkeskole sollten die Schüler:innen sich entscheiden, welche Ausbildung sie nach der Folkeskole aufnehmen wollten. Sigrid bewarb sich um einen Ausbildungsplatz, obwohl die

meisten Mitschüler:innen aus ihrer Klasse aufs Gymnasium gehen wollten. Das veranlasste ihre Mitschüler:innen, sie zu mobben. Sie berichtet:

> *„Also, die Klasse, in die ich ging, in der neunten, da hatte ich viele Vorurteile gegenüber Gymnasiasten, weil die Jungs, mit denen ich in die Klasse ging, unglaublich gemein waren. Es war so immer sowas wie: Wenn du nicht reich warst, ja, dann warst du einfach Müll und dann war es auch so, dass: »Ich wette fast 100 Millionen, dass ich eine Arbeit bekomme, wenn ich mit der Ausbildung fertig bin, und das kannst du nicht, weil wenn du Bankberaterin werden willst, dann bitte, versuch' eine Arbeit zu finden, das ist fast unmöglich, weil es überall Computer gibt«."*

„Die Jungs" meinten, dass sie dank des Besuchs des Gymnasiums nach ihrem Abschluss eine Arbeit finden würden, während andere Ausbildungen, die nicht gymnasial waren, zu Arbeitslosigkeit führen würden, weil diese Art von Arbeit von Computern übernommen würde. Sigrid betrachtet ihre Gemeinheit und das Mobbing auch als Geringschätzung, weil sie nicht *reich war*, und wenn man nicht reich war, war man *„einfach Müll"*.

Nach der Folkeskole begann Sigrid eine Berufsausbildung in einem Berufsausbildungszentrum. Sigrid begann die Grundausbildung im Bereich Bau und Anlagen. Sigrid beschreibt den Grundverlauf folgendermaßen:

> *„Ich besuchte den 1. Grundverlauf als Zimmerin oder als ‚Mann für alles Mögliche', wie wir es nennen, weil es keine richtige Lehre als Zimmerer gab, das war mehr Maurerarbeit, Beton und so ein bisschen, was nichts mit Zimmerern zu tun hat."*

Dadurch, wie Sigrid die Inhalte des Grundverlaufs beschreibt, wird deutlich, dass sie die Ausbildung aufgrund ihres Interesses an einer Ausbildung als Zimmerin begann. Sigrid erklärt, dass die Auszubildenden eine breite Grundausbildung im Bereich Bau und Anlagen absolvieren müssen, weil *„sie zu 100% sicher sein wollten, dass wir das wollten, was wir wollten."*

Aber Sigrid setzte die Ausbildung nach der Grundausbildung nicht fort, weil sie von der Schule geworfen wurde. Sie berichtet über den Grund für ihren Rauswurf:

> *„Weil die nicht meinten, dass ich schlau genug war, dass ich nicht sozial genug war, und da waren viele Menschen, die das nicht verstanden, weil ich die war, die die besten Noten in der Klasse hatte. Bessere Leistungen hatte ich in keiner Folkeskole gebracht. Ich bekam ja immer 12 und 10. Ich bekam zum ersten Mal im Leben eine 12 in Dänisch[11]. Ich war so überglücklich, und dann sprach ich mit allen 64 Jungs, und wir waren 65."*

[11] Die dänische Notenskala reicht von -3 (ungenügend) bis 12 (sehr gut).

Sie tut sich jedoch schwer damit die Gründe für ihren Rauswurf – *„nicht schlau genug“* und *„nicht sozial genug“* - nachzuvollziehen. Sie bekam gute Noten und bekam zum ersten Mal in ihrem Leben die Bestnote in Dänisch und war so *„überglücklich“*, dass sie als einziges Mädchen in der Grundausbildung Bau und Anlagen mit allen 64 anderen Schülern darüber sprach. Sigrid berichtet auch über ihre Entwicklung während des Besuchs der Folkeskole:

> *„Ich kam aus einer Förderklasse und dann in eine normale Klasse und so weiter, und bekam Bescheid, dass ich ausbildungsreif bin und alles war perfekt getimed, und dann kriegt man mal eben sowas an den Kopf geworfen.“*

Sigrid hat demnach den Rausschmiss nicht kommen sehen. Sie beschreibt es, als wenn es sie vollkommen unvorbereitet getroffen hätte, dass sie von der Schule geworfen wurde. Sie findet auch, dass sie sehr sozial war. Sie versteht entsprechend auch den zweiten Grund für ihren Rauswurf nicht:

> *„Ich redete mit allem und allen und ging zu allem und allen hin, wenn ich mich langweilte und so ein bisschen - das meinten die, ‚war nicht sozial genug‘.“*

Sie kann sich nur an ein Ereignis erinnern, bei dem sie sich nicht sozial verhielt. Sie schlug einen Mitschüler. Sie berichtet über die Ursache:

> *„Ich wurde von einem kleinen Gnomen gejagt, der nichts anderes machte, als mich durch den Dreck zu ziehen, weil ich da war, Frau in einem Männerfach, und da habe ich mich zuletzt entschieden, ihm eine zu kleben, weil ich einfach so sauer war. Vom 1. August bis einschließlich Mitte November ich hörte nur: Ja, dass ich dumm war, und ich war hässlich, und ja, was er mir nicht mal eben an den Kopf warf. Dann bekam ich genug, und dann sagte ich ihm ins Gesicht: »Wenn du das noch einmal sagst oder nur in meine Nähe kommst, dann schlage ich dich nieder.« Und dann sagte er: »Halt die Schnauze, bist du hässlich!« Dann gab ich ihm eine Ohrfeige. Das fand ich verdammt noch Mal in Ordnung.“*

Sigrid meint, dass sie im Zuge seine Belästigung einen Grund hatte, ihn zu schlagen, und dass es *„in Ordnung“* war. Dieses Ereignis lag länger zurück und erklärt den Rausschmiss für Sigrid nicht.

Außerdem findet sie es ungerecht, dass sie von der Schule geworfen wurde, obwohl sie *„mit allem und allen redete“*, fachlich gut zurechtkam, Bestnoten bekam und *„die besten Noten in der Klasse hatte“*. Wenn sie auf diese Aspekte verweist, verleiht Sigrid der Tatsache Ausdruck, dass sie selbst meint, dass sie die Fähigkeiten und die Motivation hatte, um eine Berufsausbildung absolvieren zu können.

Der Abschied von der Berufsschule war sehr unversöhnlich. Sigrid erzählt über ihren Abschied von der Schule: *„Ich habe am Ende meinem Betreuer gedroht und gesagt: Wenn ich dich jemals wiedersehe,*

dann..." Sigrid berichtet im Folgenden darüber, wie sie dem Betreuer, der ihr erklärte, dass sie nicht weiter auf die Schule gehen konnte, laut und grob das schlechteste wünschte.

Sigrid erklärt entschuldigend: „*Ich komme auch direkt aus einem Ghetto, habe also ein paar Ghetto-ähnliche Dinge, die hervorkommen, wenn ich sauer werde*." Kürzlich traf sie den Betreuer wieder, da er etwas an der Produktionsschule zu erledigen hatte. Sigrid berichtet, dass er bei dieser Gelegenheit „*angab... dass es ihm so leid tat, mich rausgeschmissen zu haben."*

Sigrid berichtet in diesem Zuge von ihren Gefühlen dem Betreuer gegenüber: „*Da hatte ich so viel Lust, reinzugehen und irgendwas zu holen und ihn sozusagen zu schlagen."*

Sigrids Bericht macht klar, dass es nicht ihre eigene Entscheidung war, die Berufsschule zu verlassen. Sie hätte gerne weitergemacht und meint selbst, dass sie die Ausbildung sowohl fachlich als auch sozial hätte absolvieren können. Aber andere an der Berufsschule trafen die Entscheidung für sie. Sigrid bekam keine für sie verständliche oder akzeptable Erklärung dafür, dass sie von der Schule geworfen wurde. Aufgrund dieses unversöhnliches Abschieds kann sich Sigrid nach eigener Aussage auch nicht vorstellen, erneut eine Berufsschule zu besuchen.

Produktionsschule: *Ich liebe es, hier zu sein*

Als Sigrid von der Berufsschule flog, riet ihr der Ausbildungsberater dazu, auf die Produktionsschule zu gehen. Davon hielt Sigrid nicht viel. Sigrid berichtet, dass die Gemeinde sie vor eine harte Wahl stellte: „*Entweder Sozialhilfe oder Produktionsschule!"*

Sigrid wollte keine Sozialhilfe beziehen.

> *„Auf Sozialhilfe hatte ich keine Lust, weil für mich ist - ich habe viele frühere Mitbewohner, die Sozialhilfeempfänger sind, die eigentlich nur zu Hause saßen und sich über ihr Leben beschwerten, dann geht es mir so, dass Sozialhilfeempfänger, das sind meistens Leute, die nicht richtig Bock haben, und ich kenne auch jemanden, der Sozialhilfe bezieht und wirklich sucht, aber ich habe nicht wirklich Lust darauf. Ich finde, dass es herablassend ist, Sozialhilfe zu bekommen. Ich verbinde kein gutes Leben damit, und auch kein schlechtes, das ist also schwer zu sagen. Ich habe einen Kollegen, der auf Sozialhilfe ist, weil er einfach keinen Landwirt findet, der ihn haben will, und der hat leider ein teures Hobby. Er spielt Hardball, also versucht er, einen funktionierenden Tagesablauf hinzubekommen, indem er rausgeht und versucht, eine Arbeit zu finden und zu sehen, ob da nicht jemand ist, der ihn nehmen will, und er kann Falster nicht verlassen, weil da seine Eltern sind, Familie und der ganze Kram, sodass er keine Lust hat, das hinter sich zu lassen."*

Sigrid entschied sich gegen den Empfang von Sozialhilfe und ging gegen ihren Willen auf die Produktionsschule. Sigrid ist der Meinung, dass „*es eine gezwungene Wahl war, die ich hatte*."

Sigrid berichtet, warum sie nicht auf die Produktionsschule wollte:

> *„Ich erfuhr von anderen, dass es eine Spastenschule war, die nichts anderes konnte, als die Jugendlichen anzunehmen, die auf nichts Bock hatten. Und da dachte ich: Nein, das will ich verdammt noch mal nicht, ich gehe nicht da raus, und dann stehe ich da plötzlich und bin wieder im Rinnstein gelandet. Und das zeigt eigentlich, dass es Sachen gibt, mit denen sie Recht haben könnten, aber das ist verdammt noch mal so minimal, weil ich es liebe, hier zu sein. Also ich würde mir wünschen, dass ich hier für sozusagen den Rest meines Lebens sein könnte, weil das Tempo hier schön langsam ist, und man kann eigentlich einfach so sein."*

Sigrid begründete ihre Angst und ihren Unmut, auf die Produktionsschule zu müssen, damit, dass sie zurück in ihr vorheriges Milieu geworfen wird, das sie hinter sich gelassen hat. Aber Sigrids Vorurteile über die Produktionsschule wurden vollständig widerlegt. Sie „*liebt es"*, auf der Produktionsschule zu sein und verleiht ihrer Begeisterung für die Schule Ausdruck, indem sie sagt, dass sie gerne „*den Rest meines Lebens*" dort wäre. Im Laufe ihres Jahres auf der Produktionsschule hat sie verschiedene Werkstätten und Abteilungen durchlaufen. Sie begann in der Zimmererwerkstatt. Dann wechselte sie in die Musikwerkstatt, zurück in die Zimmererwerkstatt und kam schließlich in die internationale Abteilung, die Dinge annimmt und einsammelt, die dann in Stand gesetzt und z.B. in verschiedene Länder Afrikas gesendet werden.

Sigrid erklärt, warum sie gerne in der Holzwerkstatt anfangen wollte:

> *„Mein Interesse war anfangs, etwas mit Holz zu bauen, weil ich den Geruch von Holz mag und es mir gefiel, etwas mit meinen eigenen Händen zu bauen. Davon habe ich immer viel gehalten."*

Nachdem sie in der Holzwerkstatt gearbeitet hat, berichtet Sigrid über die Arbeit:

> *„Nachdem ich da ankam, fand ich, dass es sehr interessant war, Häuser zu bauen und daran mitzuarbeiten, etwas für eine Wohnung zu bauen und zu spachteln, fand ich sehr interessant."*

Eintönige Arbeit mit Maschinen mag sie hingegen nicht:

> *„Aber ich fand es nicht interessant, dass ziemlich viel Zeit vergehen konnte, bevor dann tatsächlich in meiner Werkstatt etwas passierte. Da war etwas damit, dass ich nicht so gut darin bin, die ganze Zeit das Gleiche zu machen. Davon werde ich etwas sehr müde im Kopf. Und da war etwas mit, also, dass wir drei Wochen an der einen Maschine stehen durften, dann kamst du weiter zu*

einer neuen Maschine für ein paar Wochen, und so lief das einfach. Und davon wurde man sehr müde."

Sie braucht die Abwechslung und empfand die Arbeit als ermüdend und wenig fordernd.

Aber dass sie aus der Holzwerkstatt herauswollte, hat nichts damit zu tun, dass ihr die Arbeit nicht gefiel. Es hängt mit dem sozialen Umfeld unter den Produktionsschüler:innen zusammen:

„Da hatte ich einfach keine Lust mehr auf Holz[-Werkstatt], weil da die ganze Zeit Drama war. Wir hatten da zwei Freunde, die ein Paar geworden waren, und dann trennten sie sich, es gab ein Riesendrama, und ich wurde da hier zu Hause und hier [in der Schule] reingezogen."

Sigrid traf selbst die Entscheidung, die Holzwerkstatt zu verlassen. Genau wie in Bezug auf die Berufsausbildung sagt sie nicht, dass sie die Arbeit in der Holzwerkstatt rein fachlich nicht geschafft hätte. Ganz im Gegenteil sind es die sozialen Beziehungen und die Stimmung, die Sigrid und die Lernumgebung in der Holzwerkstatt derart beeinflussen, dass sie das Fach wechselt. In der Berufsschule wurde Sigrid gesagt, dass sie nicht „*sozial genug"* war, aber hier erklärt sie, in den sozialen Konflikt „*hineingezogen"* worden zu sein, in ein „*Riesendrama"*. Die Produktionsschule akzeptierte Sigrids Wechsel in eine andere Werkstatt und ein anderes Fach. Es ist ein pädagogisches Prinzip der Produktionsschule, dass Schüler:innen verschiedene Fachgebiete ausprobieren dürfen, wenn dies ausreichend begründet ist. Sigrid entschied sich, aus der Holz- in die Musikwerkstatt zu wechseln. Dabei war es für sie mehr eine Entscheidung gegen die Holzwerkstatt als eine bewusste Entscheidung für die Musikwerkstatt. Sigrid hatte sich selbst das Spielen eines Instruments und die Arbeit mit PCs angeeignet. Ihre Überlegung, in die Musikwerkstatt zu wechseln, basierte auf ihren IT-Kompetenzen:

„Wir haben eine Musiklinie in meiner Produktionsschule. Da versuchte ich, hinzugehen und dachte: Es kann sein, dass ich hier sein und ein bisschen mit IT rumprobieren kann."

Sigrid berichtet über den weiteren Verlauf in der Produktionsschule:

„Dann sprang ich rüber zur Musik, ich bekomme diesen Raum zum Durchatmen und finde heraus, dass ich keine Ausbildung machen kann... dass ich in die EGU[12] muss. Wir redeten also darüber, dass ich vielleicht zurück zum Holz sollte, und da war ich anfangs sehr dagegen, weil ich genau wusste, was da auf mich wartete."

Wenn Sigrid über den Wechsel zur Musikwerkstatt erzählt, dann erzählt sie nicht vom fachlichen Inhalt oder davon, wie sie es erlebte, dort mit Musik zu arbeiten. Sie erklärt stattdessen, dass die Musikwerk-

[12] EGU steht für „Erhvervsgrunduddannelsen" und bezeichnet die berufliche Erst- oder Grundausbildung.

statt für sie zu einem *„Raum zum Durchatmen“* wurde, d.h. eine Entlastung von den sozialen Belastungen, die es für sie bedeutete, in der Holzwerkstatt zu arbeiten mit dem *„Riesendrama“*, das sich dort abspielte, und in welches sie *„hineingezogen“* wurde.

Die Ausbildung in der Produktionsschule ist berufsvorbereitend, und aus Sigrids Erzählung über die Musikwerkstatt geht hervor, dass dort über ihre ausbildungs- und beschäftigungsbezogene Zukunft gesprochen wurde. Sigrid erklärt, dass sie selbst herausfand, dass *„ich keine Ausbildung machen kann und in die EGU muss“*. Die EGU war zu diesem Zeitpunkt eine individuell geplante, grundlegende Berufsausbildung, wobei der Hauptteil der Ausbildung aus Praktika in verschiedenen Betrieben bestand. Aus ihrer Erzählung geht nicht hervor, warum Sigrid sich nicht, wie nach der Folkeskole, direkt um einen Ausbildungsplatz bewerben konnte und warum sie stattdessen eine Grundausbildung mit überwiegend praktischem Inhalt besuchen *„muss“*. Es klingt nicht ganz so, als ob es Sigrids eigene Entscheidung gewesen ist, eine EGU zu beginnen. Die Aufforderung des Fachlehrers, zurück in die Holzwerkstatt zu gehen, hängt damit zusammen, dass Sigrid die EGU beginnen soll. Sigrid sagt, dass *„mir ein Ausbildungsplatz versprochen worden war“*. Trotzdem beschreibt sie den Wechsel zurück in die Holzwerkstatt nicht als freiwillig:

> *„Als sie dann gehört haben, dass ich mich um eine EGU als Zimmerin beworben habe, wurde ich da rausgeworfen, weil die nicht meinten, dass ich da sein sollte [in der Musikwerkstatt].“*

Als die Fachlehrer:innen in der Musikwerkstatt erfuhren, dass Sigrid sich bereits für einen Ausbildungsplatz beworben und in Aussicht gestellt bekommen hatte, dass sie einen Ausbildungsplatz bekommen und eine EGU im Holzbereich beginnen könnte, wurde sie zurück in die Holzwerkstatt geschickt. Die Lehrer:innen betrachteten es als realistische Möglichkeit, dass Sigrid eine Ausbildung in einem Bereich machen könnte, in dem sie sowohl in der Berufsschule als auch in der Produktionsschule bereits gearbeitet hat. Sigrid selbst findet, dass sie aus der Musikwerkstatt *„rausgeworfen“* wurde. Die Fachlehrer:innen waren jedoch der Ansicht, dass Sigrid die Ausbildung in der Holzwerkstatt absolvieren kann, aber nicht, dass sie eine berufliche Zukunft im Bereich Musik hat. Sigrid ist *„sehr dagegen“*, in die Holzwerkstatt zurückzukehren, *„weil ich genau wusste, was da auf mich wartete“.* Es ist wieder einmal nicht das Fach oder das Fachliche, das dazu führt, dass sie nicht in die Holzwerkstatt zurück möchte, sondern die Angst, *„was auf sie wartet“*, wenn sie zurückkommt. Hier machen ihr die sozialen Beziehungen und die emotionalen Belastungen bei der Rückkehr zu den anderen Produktionsschüler:innen Angst. Da ihr aber ein Ausbildungsplatz versprochen worden war und sie nach ihrer eigenen Auffassung aus der Musikwerkstatt *„rausgeworfen“* wurde, kam Sigrid schließlich zurück in die Holzwerkstatt.

Future Camp: *Es war viel mehr als das, was beschrieben worden war*

Als Sigrid angeboten wurde, am JUMP Future Camp teilzunehmen, meldete sie sich sofort an. Sie erzählt über ihre Motivation, am Future Camp teilzunehmen:

> *„Es fing so an, dass ich eigentlich nur aus meiner Werkstatt wegwollte. Da ist im Moment etwas zu viel Drama, und dann dachte ich, dass es sich anhört wie ein kleiner Urlaub, also da dachte ich, dass ich das natürlich gerne ausprobieren will."*

Als Sigrid dann beim Future Camp ist, findet sie einerseits Strategien, um mit jenen Teilen des Camps umzugehen, in denen sie „*sitzen und zuhören"* muss und findet andererseits heraus, dass der „*Unterricht"* sehr viel spannender und interessanter ist, als sie erwartet hatte:

> *„Scheiß drauf, dass ich sitzen und zuhören muss und so, also ich sitze in einer Hütte für mich allein ohne, dass da Pädagogen sind, die mich überwachen oder ähnliches. Das ist sehr befreiend. Aber es hat sich dann gezeigt, dass es viel mehr war, als das als was es beschrieben wurde, und das war plötzlich sehr spannend. Es gibt natürlich auch Situationen, wo man an dem schweren Stoff sitzt und denkt: Bald schlafe ich ein. Es gibt Zeitpunkte, da habe ich gedacht: Telefon raus, sonst schlafe ich ein, also lieber kurz einen Anschiss bekommen, aber sonst ist es spannend zu sehen, was die Leute rausbekommen haben und da zu sitzen und die Dinge zu diskutieren, zum Beispiel die negative Phase, die fand ich interessant, weil man die Stimmung merken konnte, wie sauer die Leute wurden, wenn man einfach alles Negative rauspumpen durfte, das man hat."*

Als positives Erlebnis hebt Sigrid die Kritikphase, die „*negative Phase*", der Zukunftswerkstatt hervor, die im Camp durchgeführt wurde. In der Kritikphase bekamen die dänischen und deutschen Teilnehmer:innen die Möglichkeit, Kritik innerhalb des Themas der Werkstatt, "Das gute Leben und Arbeiten in der Region", vorzubringen. Auf die Kritikphase folgte eine Fantasiephase, in der die Teilnehmer:innen ihre Visionen zum Thema vorbringen konnten, gefolgt von einer Realitätsphase, in der an der Umsetzung der Ideen der deutschen und dänischen Teilnehmer:innen gearbeitet wurde. Aber Sigrid hebt die Kritikphase hervor, wo ihr die Stimmung unter den Teilnehmer:innen aufgefallen ist, als sie die Möglichkeit bekamen, Kritik zu ihrem aktuellen alltäglichen Leben zu äußern und „*wie sauer die wurden"*. Sigrid registriert, wie viel (eingesperrte) Wut die deutschen und dänischen Jugendlichen in sich hatten, als sie die Gelegenheit bekamen, „*alles Negative herauszupumpen*."

Sigrids eigene Kritik bezog sich unter anderem auf die Kürzung der Leistung, die die Produktionsschüler:innen in Dänemark bekommen. Diese hatte die Regierung früher im selben Jahr vorgenommen. Sie berichtet über die Konsequenzen, die es für sie hatte, als die Regierung die Leistung für Produktionsschüler:innen mit einem Schlag fast halbierte:

„Wenn ich nicht auf die Produktionsschule gehe, dann bekomme ich kein Geld zum Überleben... dann senkt man es mal eben um den halben Preis [Ausbildungsgehalt]... Die können uns also nicht mehr als 1.700[13] [Dänische Kronen] im Monat geben, und es ist sehr schwer plötzlich, sich Klamotten leisten zu können, auf jeden Fall in meiner Branche, weil ich Zimmerin bin, und Arbeitskleidung ist nicht billig, und besonders nicht wenn du die Größe hast, die ich habe, und dann habe ich ein paar Versicherungen, weil ich nicht mehr versichert werde [über die Versicherung der Eltern]. Es kostet leider viel, wenn man so jung ist... dann habe ich die Versicherung für meinen Roller, und ich muss selbst dafür sorgen, dass ich überleben kann. Das muss nicht essensmäßig sein, weil ich das von der Gemeinde bekomme, aber sowas wie: Habe ich Lust dazu, an irgendeinem Tag in die Stadt zu gehen und Spaß mit ein paar Freunden zu haben, dann kann ich nicht rausgehen und mir kaufen, ja was ich verdammt noch mal brauche [als Beispiel]: Jetzt benutze ich kein Makeup, aber lass uns das als Beispiel nehmen: Ich kann keinen Mascara kaufen, wenn das jemals das gewesen wäre, was ich wollte. Es kostet 400 Kronen, ein kleines Stück Stoff mit Farben zu bekommen, um darauf zu sticken, so dass ich kein Geld mehr für meine Hobbies habe. Karate musste ich auch selbst bezahlen, und das sind also 1000 Kronen für ein Halbjahr, das heißt, das ist ein Monatsgehalt. Ich bin Elitesportlerin, oder ich bin grüner Gürtel, das ist also noch nicht Elite, aber ich bin dicht dran, Elite zu sein, weil ich so viel trainiere, wie ich trainiere. Ich habe aufgehört weil... das hat mich finanziell zum Einsturz gebracht. Da konnte ich mein Karate dann einfach nicht mehr bezahlen."

Die Herabsetzung der Leistung hatte große Konsequenzen für Sigrids alltägliches Leben, sowohl wirtschaftlich als auch sozial. Sie muss Prioritäten setzen zwischen dem Ausgehen mit Freunden, neuer Arbeitskleidung oder anderen notwendigen Einkäufen und musste aufhören, an organisierten Sportaktivitäten wie zum Beispiel am Karatetraining teilzunehmen. In der Kritikphase der Zukunftswerkstatt des Future Camps hatte Sigrid Gelegenheit, über die Kürzungen und die Konsequenzen, die diese für die Produktionsschüler:innen hatten, zu sprechen. Hier nahm sie wahr, dass nicht nur sie selbst, sondern viele deutsche und dänische Jugendliche scharfe Kritik an ihrer aktuellen Situation und ihrem aktuellen Leben vorbrachten.

Neben den drei Phasen der Zukunftswerkstatt konnten die Teilnehmer:innen beim Future Camp zwischen drei verschiedenen praktischen Werkstätten wählen: Einem Musikworkshop, einem Fahrradwerkstatt, in der sie ein Rad bauten und einem Zentangle-Workshop, in der den Teilnehmer:innen die Zentangle-Zeichenmethode vorgestellt wurde und sie Muster und Illustrationen zeichneten. Sigrid wählte die Musikwerkstatt:

[13] 1.700 Dänische Kronen entsprechen ca. 229 €.

„Die geilste Aktivität ist Musik. Das ist, weil ich mich da lösen darf. Das langweiligste ist, dazusitzen und zuzuhören. Das kann ich nicht, da habe ich zu viele Hummeln im Hintern, da möchte ich lieber: Können wir nicht aufstehen und Katze und Maus spielen oder um das Gebäude gehen oder irgendwas, dass einfach etwas mehr los ist."

Sigrid findet, dass die Musikwerkstatt „*die geilste Aktivität"* war, weil sie sich hier „*lösen*" konnte. Das „Lösen" spricht dabei dafür, dass Sigrid in der Musik etwas findet, was ihr dabei hilft, mit ihrer inneren Anspannung umzugehen.

Sigrid sagt, wenn es anfängt, „*etwas langweilig"* in den Werkstätten zu werden, dann könnte man... „*sie einfach auf max aufpeppen. Das war das, was wir bei uns [in der Musikwerkstatt] zuletzt gemacht haben. Da sagten wir: Dann üben wir jetzt, und dann geben wir auch einfach voll Gas."*

Sigrid weist darauf hin, dass sie in der Musikwerkstatt richtig engagiert gewesen sind. Sie entschied sich für die Musikwerkstatt, aber weil sie feststellte, „*dass es welche gab"*, die keine Lust auf die drei Werkstätten hatten, fand sie, dass es mehr praktische Workshops hätte geben sollen, zwischen denen die Teilnehmer:innen hätten wählen können:

„Da könnten schon mal eben so zwei mehr sein. Da könnte sowas sport-schwimm-mäßiges sein. Da könnte auf jeden Fall etwas mehr Auswahl sein, weil es welche gab, die dachten: Ich habe keinen Bock auf Musik, ich habe keinen Bock mit Rädern zu spielen, ich habe keinen Bock auf Zeichnen, wo haben wir was mit Bauen?"

Sigrid reflektiert darüber, was das Ziel des Future Camps war und warum es auf einem Campingplatz durchgeführt wurde:

„Das ist wahrscheinlich, um uns etwas von unserem normalen Alltag wegzubekommen. Ich als Zimmerin bekomme jetzt nicht die Möglichkeit, da wo ich bin Musik zu spielen. Das kann also auch eine Möglichkeit für mich sein, um etwas wegzukommen und dann etwas über Musik, Fahrräder oder Zentangle zu lernen. Zeichnen kann ich gut, aber Zentangle kann ich nicht. Das ist für mich einfach zu gemustert, also ich muss nach einem Bild malen dürfen, das ich sehe. Aber mit Musik, da war es so für mich, dass ich mein Zimmerinnen-Ich loslassen durfte - und mich einfach zum Spielen aufstellen, und das hatte ich schon lange gebraucht, weil ich dazu keine Zeit habe, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme. Da bin ich normalerweise bombardiert und muss saubermachen, und es gibt so viel, was ich machen muss, sodass ich nicht mehr die Zeit habe, also das war so cool, da ist ein Musikworkshop, also hier melde ich mich an, also das war ein schönes Durchatmen, davon wegzukommen, was ich gewohnt bin."

Sigrid denkt, dass das Ziel des Future Camps ist, dass die Jugendlichen Abstand von ihrem „*normalen*

Alltag" in der Produktionsschule bekommen und etwas Anderes lernen. Für sie ist die Abwechslung wichtig. Sie entschied sich gegen die Zentangle-Werkstatt, denn die Zentangle-Zeichnungen waren ihr „*einfach zu gemustert"*. Aber die Musikwerkstatt sprach sie an. Sie hat eine Zeit lang in der Musikwerkstatt der Schule gearbeitet und hat bereits zu Hause in ihrer Freizeit musiziert. Sigrid sagt, dass sie das Musizieren „*schon lange gebraucht"* hat, weil sie es in ihrer Freizeit nicht mehr schafft oder keine Zeit hat. Die Musikwerkstatt gab Sigrid die Gelegenheit, ihre Identität als Zimmerin, ihr „*Zimmerinnen-Ich"*, eine Zeit lang hinter sich zu lassen. Sigrid findet, dass es „*ein schönes Durchatmen"* war, davon „*wegzukommen"*, was sie „*gewohnt"* ist, die Zimmerinnen-Identität und die Holzwerkstatt in der Schule, und „*etwas über Musik zu lernen"*.

> *„Ich habe ein paar coole fachliche Kompetenzen in Bezug auf Musik erworben. Ich habe eigentlich gelernt, ein Lied von Volbeat [dänische Metalband] zu spielen, also jetzt kann ich nach Hause gehen und es da spielen und sagen: Guckt mal, was ich kann! Das finde ich cool!"*

Sigrid benennt eine weitere persönliche Kompetenz, die sie im Camp erworben hat:

> *„Dann habe ich eine persönliche Kompetenz damit erworben, dass ich, obwohl ich eineinhalb Jahre, zwei Jahre nicht so viel Deutsch gesprochen habe, also, da kann ich immer noch ein paar Vokabeln rausholen, mit denen reden."*

Außerdem hatte sie auch nicht damit gerechnet, eine Freundschaft zu schließen, was sie aber tat:

> *„Also, ich habe mich trotzdem mit einer angefreundet. Wir haben uns sogar gerade auf Facebook angefreundet und schreiben uns jetzt ein bisschen, also das finde ich cool, weil das mache ich normalerweise nie. Ich gehe normalerweise nicht so einfach hin und freunde mich mit Leuten an. Ich schaue mir die immer erst mal an, schaue so: Bist du jemand, mit dem ich befreundet sein sollte, und wenn du das bist, dann OK, dann lass uns Freunde sein, und hier vergingen nicht viel mehr als zwei Tage, dann redeten wir verdammt noch mal miteinander, als ob wir einander nie wieder loslassen könnten."*

Sigrid erklärt, dass sie normalerweise nicht schnell Freundschaften schließt und ist überrascht, dass es im Rahmen des Future Camps anders war. „*Hier vergingen nicht viel mehr als zwei Tage"*, da waren sie Freunde, auch auf Facebook, und „*redeten miteinander, als ob wir einander nie wieder loslassen könnten*."

Praktikum in Deutschland: *Weg aus Dänemark und sehen, was es für Möglichkeiten gibt*

Während des Future Camps, erfuhr sie von der Möglichkeit, ein Praktikum in Deutschland zu machen. Sie berichtet von ihren Abwägungen:

> *„Und da dachte ich: Ja, das könnte ich ja eigentlich ausprobieren. Dachte, jetzt komme ich von zu Hause weg und versuche mal, allein in einem fremden Land zurechtzukommen, wo ich mit niemandem reden kann, einfach weg aus Dänemark und sehen, was es für Möglichkeiten gibt."*

Als Sigrid von der Möglichkeit erfährt, an einem von JUMP organisierten Praktikum teilzunehmen, weckt das unmittelbar ihr Interesse: *„Ja, das könnte ich ja eigentlich ausprobieren."* Sie führt drei Gründe für ein Praktikum in Deutschland an. Zum einen reizt sie die Abwechslung durch die Möglichkeit, *„von zu Hause weg"* und *„weg aus Dänemark"* zu kommen. Zum anderen möchte Sigrid ausprobieren, *„allein in einem fremden Land zurechtzukommen, wo ich mit niemandem reden kann".* Und zuletzt möchte sie gerne sehen, welche Möglichkeiten es in Deutschland gibt, wobei offenbleibt, worauf sie die Möglichkeiten bezieht.

Sigrid hatte Deutsch in der Folkeskole, kann aber kein Deutsch mehr, denn *„wenn man es nicht richtig weiterverwendet, dann stirbt es mit der Zeit einfach ein bisschen."* Sie erklärt, dass sie auf Deutsche trifft, aber *„das passiert nicht so oft* und *wenn sie hier rauf kommen, dann haben die etwas mit Englisch zu tun... dann antworte ich ihnen höflich auf Englisch*." Sigrid kommt nicht dazu, Deutsch zu üben, unter anderem, weil sie etwas Englisch kann und die Deutschen, die sie zufällig trifft, auch Englisch können. Obwohl sie überrascht war, dass sie beim Future Camp mit den deutschen Teilnehmer:innen sprechen konnte, glaubt sie nicht, dass sie ihre Deutschkenntnisse im Rahmen eines Praktikums in Deutschland anwenden könnte.

Obwohl Sigrid Deutschland als *„ein fremdes Land"* beschreibt, wo sie *„mit niemandem reden"* kann, hat sie keine Bedenken, nach Deutschland zu reisen - weder fachlich noch sozial. Sie hat das Selbstvertrauen und den Mut zu versuchen, *„allein in einem fremden Land zurechtzukommen"*, wo sie *„mit niemandem reden"* kann.

Sigrids Interesse an einem Praktikum in Deutschland führte zu der Vereinbarung, dass sie ein einwöchiges Praktikum in der Holzwerkstatt eines deutschen Bildungsträgers absolvieren konnte.

Bevor Sigrid ihr Praktikum begann, besuchte sie zusammen mit drei anderen die Holzwerkstatt. Sofort fiel Sigrid dabei auf, dass der Bildungsträger nicht besonders groß war.

„Da waren nicht so viele Schülerinnen und Schüler[14], da waren 70. Und von 200 auf ungefähr 70-90 runterzugehen, das war schon komisch."

Sigrid ist Raucherin. Ihr fiel auf, dass es beim deutschen Bildungsträger einen Unterstand zum Rauchen gab:

„Das gefiel mir, dass man da in der Schule einen Unterstand hatte, wo du rausgingst und geraucht hast. Es gab da nicht mehrere Orte, sondern einen. Irgendwie könnten wir auch hier in Dänemark zum Beispiel solche Unterstände zum Rauchen machen, wo wir alle an einem Ort versammelt wären."

Als Sigrid ihr Praktikum beginnen sollte, wurde sie im Auto zum Bildungsträger gefahren.

„Kjell vom Holz [Fachlehrer], ähm, und zwei andere wollten mit runter und gucken, also wurde ich da runter gefahren, und das war ziemlich cool. Die waren ganz bis dahin mit und haben eine Führung und alles bekommen, weil Kjell da ja noch nie war, also er wollte es richtig gerne sehen."

Sigrid freute sich darüber, dass ihr Fachlehrer und zwei Kolleg:innen sie zur Produktionsschule nach Deutschland fuhren. Aber Sigrid war auch etwas nervös, als es darum ging, beim deutschen Bildungsträger anzufangen:

„Kjell konnte mir ansehen, dass ich ziemliche Angst hatte, weil ich keine neuen Menschen mag, ähm, da musste er auch rein und zu mir sagen: Das überlebst du schon, immer mit der Ruhe."

Die Fachlehrer in der Werkstatt hatten schon vorher festgelegt, dass Sigrid in ihren fünf Praktikumstagen eine Bank herstellen sollte: *„Ich bekam Bescheid, dass ich die machen sollte."* Sigrid war neugierig darauf, was sie machen sollte, nachdem die Bank fertig war:

„Und dann fragte ich, was wenn ich fertig bin? Der Fachlehrer antwortete: *Das wirst du nicht. Dann dachte ich: Ja, ja, ähm, dann fragte ich ihn so: Was, wenn ich fertig werde, sollen wir zum Spaß wetten? Nein, das wollte er nicht, aber er konnte mir versprechen, dass ich nicht fertig werde. Okay, zwei Tage später war die Bank fertig. Das einzige, was mir noch fehlte, war einen Nagel reinzuschlagen - SCHÖN, da war er drin!"*

Sigrid erklärt, dass es beim Bau der Bank *„eigentlich keine"* fachlichen Herausforderungen für sie gab. Sie erklärt auch, dass sie auch deshalb nur zwei Tage brauchte, weil sie nicht mit den anderen sprechen konnte:

[14] Da Sigrid den Kontext der Berufsvorbereitung aus der Perspektive der dänischen Produktionsschule kennt, spricht sie zumeist von „Schüler:innen" und von „Schule" und nicht, wie im deutschen Kontext üblich, von „Teilnehmer:innen" und von „Bildungsträgern".

„Ja aber auch weil ich mit niemandem reden kann. Hätte ich jetzt auch mit denen reden können, dann hätte ich verdammt noch mal auch 5 Tage dafür gebraucht, aber hier konzentrierst du dich einfach darauf, diese Bank zu machen, weil da ja nicht so viel Anderes war, was ich konnte."

Dass Sigrid die Bank als ihr Projekt wider Erwarten innerhalb von nur zwei Tagen abschloss, führte laut Sigrid zu Problemen in Bezug auf die Arbeit in der Holzwerkstatt. Sigrid berichtet:

„Nach zwei Tagen war ich fertig mit der Bank, und er [Fachlehrer] konnte mir nicht richtig mehr Aufgaben geben. Dann meinte er, dass ich das Holzstück weiter schleifen sollte. Und ich versuchte ihm auf Englisch zu erklären: Nein, weil ich es gerne so haben will, dass es „rough" ist. Es sollte schön rough sein, damit ich mich darüber freuen könnte. Und dann sagte er: »Aber dann musst du sie auf jeden Fall streichen« und ich: »Nein, die ist schön so.« Dann nochmal: »Nein, du sollst sie streichen« und dann entschied ich mich dazu rauszugehen und sie in funky Farben anzumalen, deshalb ist sie jetzt orange, schwarz, blau und sowas... und dann steht da was auf Dänisch. Dann schaute er mich lange an und fragte: »Was steht da?«. Und da steht: »Lass dich nieder!«"

Sigrid steht zu ihren Meinungen. Sie akzeptiert die Anweisungen des deutschen Fachlehrers nicht ohne weiteres. Sigrids (etwas rebellische) Reaktion auf die Anweisungen des Fachlehrers ist, dass sie die Bank in *„funky Farben"* anmalt und auf Dänisch einen Satz auf die Bank schreibt, den der Fachlehrer nicht versteht. Sigrid arbeitet gerne mit Holz und hätte gerne eine neue Aufgabe für die verbleibenden drei Tage bekommen, aber die Schleif- und Malerarbeiten nahm sie nicht mit Begeisterung auf.

Sigrid war in Aussicht gestellt worden, dass sie vielleicht die Bank mit nach Hause nehmen könnte, die sie hergestellt hatte. Aber dieses Vorhaben musste sie aufgeben: *„Ich hatte dafür keinen Platz im Zug."* Vielleicht würden aber Lehrer:innen ihrer Produktionsschule die Bank aus Deutschland mit zurück nehmen. Sigrid sagt, dass *„ich dann kommen und sie abholen kann, oder sie kann einfach hier in der Schule stehen und es sich gut gehen lassen."*

Sigrid erklärt, dass es insgesamt schwer war, mit dem Fachlehrer zu kommunizieren, wenn sie Hilfe brauchte:

„Weil, wenn ich jetzt dastand und eine Bank aus Holz machen sollte, das war verdammt schwer mit diesem Chef zu kommunizieren, weil das war so ein bisschen »I need help!«"

Sigrid fand es insgesamt schwer, mit anderen in der Werkstatt zu kommunizieren:

„Außer den paar Wörtern Deutsch, die ich kann, und ähm das Englisch, das ich kann, war es wirklich schwer auch nur jemanden zu finden, der Englisch konnte, da wo ich war."

Eines Tages fand Sigrid heraus, dass es in der Werkstatt ein anderes Mädchen gab, das Dänisch konnte. Sigrid berichtet:

> *„Das war sehr schockierend, weil ich dachte, dass sie nur Deutsch konnte. Und dann guckte sie mich an und sagte: Nein, ich kann auch etwas Dänisch. Fuck, du kannst Dänisch? Das war etwas überraschend. Da war Halbzeit. Das war so ein bisschen: Gott, nein wie witzig!"*

Das andere Mädchen konnte Sigrid fortan etwas helfen, wenn es sprachliche Schwierigkeiten gab. Sigrid fand heraus, dass es auch andere Jugendliche beim Bildungsträger gab, die Dänisch sprechen konnten: *„Ich hatte so viel Glück, dass es fünf gab, die Dänisch sprechen konnten."*

Außerhalb der Arbeitszeiten fand Sigrid jedoch niemanden, mit dem sie reden konnte. Auch nicht im Wohnheim, in dem sie für die Zeit ihres Aufenthalts wohnte. Das galt auch für die Pädagog:innen im Wohnheim:

> *„Weil, ich bin nicht ganz so gerne da unten, auch weil diese, ähm Pädagogen, die da waren, nicht zu mir kamen und mit mir geredet haben oder so. Man saß einfach allein am Tisch. Da war keiner, der mit mir reden wollte. Es war so wie in diesen Highschool-Filmen, die man manchmal sieht, wo der Nerd allein in der Ecke sitzt und zu sehr Nerd ist. Das war wirklich so, wie es einem ging, und man dachte einfach, also okay, Highschool Musical is on."*

Sigrid vermisste ihren Vater und Dänemark während des Praktikums. Sie rief ihren Vater an: *„Er konnte hören, dass ich Dänemark unglaublich vermisste, ich vermisste es ganz deutlich."*

Sigrid hielt sich mit dem Anrufen zurück, weil es teuer war, in Dänemark anzurufen:

> *„Weil dieses Internet, da hatte ich keine Lust, das selber zu bezahlen. Ich hatte schon eine Telefonrechnung, die auf jeden Fall 150 Kronen höher war für meinen Verbrauch in Deutschland, weil ich rumtelefonieren musste. Und in der Küche hatte ich auch keinen Empfang, um mal zu Hause anrufen zu können."*

Eine Woche vor ihrer Abreise nach Deutschland rief Sigrid bei ihrer Telefongesellschaft an, um den Vertrag zu ändern:

> *„Ich dachte, dass T [die Telefongesellschaft] mir schon helfen könnte, also rief ich an einem Freitag an und sage: Könnt ihr nicht kurz das an diesem Vertrag machen: Nee, da ist noch eine Woche übrig und da haben wir keinen Bock drauf, dir zu helfen. OK, dann fickt Euch."*

Sigrid war wütend, dass ihre Telefongesellschaft ihren Vertrag nicht ändern wollte, damit sie in ihrer Praktikumswoche von Deutschland aus billiger telefonieren konnte.

Es missfiel ihr auch, dass im Wohnheim nur eine eingeschränkte Internetverbindung zur Verfügung stand:

„Wenn du dann im Wohnheim gewohnt hast, nichts von der Sprache kannst, da ist keiner, der Dänisch, Englisch mit dir sprechen kann oder so gebrochenes Deutsch und verstehen, und man nur seinen Computer ohne Internet hat."

Sigrid hatte erwartet, dass die Sprachschwierigkeiten zu einer Herausforderung werden könnten. Sie hatte aber nicht erwartet, dass es nur derart eingeschränkte Möglichkeiten geben würde, um ins Internet zu gehen:

„...auf jeden Fall zwei Jahrzehnte sind sie immer noch zurück (grinst). Das ist einfach so scheißkomisch, weil für mich zum Beispiel ist es so ein Jahrzehnt, das ist ja viel, wobei Papa, der ist ein bisschen so, das ist nicht so viel. Ist es nicht. Ich bin in der Generation aufgewachsen, wo man sowas hier [Handy] die ganze Zeit in der Hand haben muss, sonst stirb, Baby. Na klar haben die das allerneueste Samsung, das allerneueste Apple und alles, aber wenn es ums Internet geht, dann war da nicht free wifi überall, so wie wir es in Dänemark haben. In Dänemark zum Beispiel, da haben die hier free wifi, solange du nur das Passwort kennst, musst du nichts dafür bezahlen. In diversen Restaurants kannst du einfach sagen: Zack – Und: Internet. Das war sehr lustig zu sehen, wie der Wifi-Unterschied war."

Sigrid hatte die Gelegenheit, mit Oskar, einem Jugendlichen, der ihr Arbeitskollege in der Werkstatt war, die Preise von Telefon und Internet zu vergleichen:

„Er zahlte, ich glaube, das waren ungefähr 300 Kronen im Monat für sein Internet auf dem Handy, und ich dachte: Oh man, hör auf! Ich zahle 250, ja 200 Kronen für 100 Gigabite Netz, ähm, Facebook gratis, Youtube gratis, ähm, freie Anrufe und SMS und MMS und jetzt gehe ich stattdessen im Preis runter auf 120, dann habe ich überall free wifi. Das ist krank, deren Internetverbrauch da unten, wenn das bis zu 300 werden."

Sigrid war zu Hause nicht gewarnt worden, dass das Internet nicht so gut sei:

„Ich kann mich erinnern, dass mein Lehrer etwas darüber sagte, dass die etwas hintendran sind, aber ich hätte nicht gedacht, dass sie so weit hintendran sind... Ich dachte: Scheiß drauf, weil also, ich will nur lesen, und da habe ich nichts dagegen, dass es ein bisschen schlecht ist. Aber ich erfuhr nicht, dass da kein Internet war... Da nur an einem Ort Internet war. Das war in der Küche. Das heißt, wenn du also Abendessen und Frühstück und Mittag essen solltest, dann war es da, wo du Internet kriegen konntest, und nur da. Und mit 5 Filmen wird es verdammt noch mal eine lange Woche, weil wenn es fünf Uhr war und man hat zu Abend gegessen, dann war es 6-7-8-9-

10-11-12, und wenn man gerade etwas länger auf war, also man saß da einfach zuletzt: Das wird jetzt ein langer Abend."

Sigrid langweilte sich abends und meint, dass ihre Schule sie deutlicher hätte warnen müssen, *dass es gar kein Internet gab*, sodass sie sich besser auf die Abende in Deutschland hätte vorbereiten können:

„Solche Dinge muss man also einfach im Voraus geklärt haben und es wissen. Das ist ja okay, dass es da kein richtiges Internet gibt, weil wir auch ohne Internet leben können sollen, aber einen Hinweis, dass du etwas mithaben musst, um dich zu unterhalten, besonders, wenn du kein Deutsch kannst - dann wäre das für mich auch vollkommen in Ordnung gewesen."

Um ihr Abendessen musste sich Sigrid nicht selbst kümmern, allerdings war sie nicht mit der Verpflegung zufrieden:

„Ich musste mich nicht selbst um das Essen kümmern, das war mit drin. Das war nichts, was ich bezahlen musste. Deren Essen, das war okay, es war essbar, aber... Wir bekamen immer Reste vom Mittagessen, also wenn ich das Mittagessen nicht mochte, dann kam ich nicht runter... und man konnte das merken, auch weil wenn man in die Stadt musste und so und was essen, dann war das auf jeden Fall eine Viertelstunde zu Fuß. Das waren so 12 Minuten Fußweg zu Edeka, deren Supermarkt, das war so ein bisschen schwierig, weil ich manchmal direkt, jetzt hungrig war und Abendessen wollte und keine Lust hatte, noch los zu gehen."

Sigrid machte auch neue Erfahrungen mit Essen. Sie bekam Essen, das andere Zutaten beinhaltete, anders schmeckte oder roch, als sie es von zu Hause gewohnt war.

„Es war okay, es war essbar, aber. […] Ich bin eigentlich nicht wählerisch mit Essen, aber da gab es etwas mit einem merkwürdigen Geschmack. Und es war sehr merkwürdig im Vergleich zu dem Geschmack, den wir hier zu Hause gewohnt sind. Die hatten so eine Art Lasagne, wo statt Fleisch so ein Tofu oder so ähnlich drin war, oder da war auf jeden Fall Reis drin, habe ich entdeckt, und da saß ich dann auch so ein bisschen, das ist ein sehr komischer Geschmack für mich. Es schmeckt okay. Da dachte ich: Okay, lasst uns weitermachen…Aber das hatte auch einfach so einem grauenhaften Geruch. Das hatte ich an einem der Tage erlebt, da hatten wir Essen, das einfach so einen grausamen Geruch hatte, und ich dachte: Nee, das, das bekomme ich nie herunter und da konnte ich nur dabei sitzen und denken: Das sind doch Erdbeeren und es schmeckt doch gut, aber es stinkt einfach so eklig."

Sigrid findet, dass die Teilnehmer:innen in Deutschland den Dän:innen schon sehr ähnelten:

„Da waren die gleichen Jackass, die gleichen netten Menschen und die gleichen normalen Menschen, also da waren nicht die großen Unterschiede."

In Bezug auf das Verhältnis zwischen Lehrer:innen und Teilnehmer:innen erlebte Sigrid aber große Unterschiede zwischen Dänemark und Deutschland:

> *„Du nanntest dich ja nicht beim Vornamen, das war ja beim Nachnamen, ähm, da sagtest du ja nicht einfach zum Beispiel Sasha oder Marie oder so, dann heißt das ja Frau Jørgensen oder... bei ihm, wo ich war, da hieß es Herr Carlin, das war verdammt lustig... Man respektiert sich... Es gab auch ein paar Mal, wo sie, das war ähm am letzten Tag, als ich da war, da hatten wir kurz eine Besprechung mit mir und Carlin, ähm, und da war eine/r, der/die schon zum Mittag gehen wollte, und da steht er [Fachlehrer] und sagt: »Ihr könnt gerne zurückgehen, kommt, zurück jetzt« und das war ein bisschen so, wenn das bei uns [in Dänemark] gewesen wäre, dann wären wir einfach abgehauen, also: Unsere Mittagspause ist jetzt, also wir müssen gehen. Hier wartete man einfach drauf, dass er sagte, seine Erlaubnis gab, und man stand so ein bisschen da und dachte: »Aber wir haben Mittag.« »Ja ja, aber ich habe nicht gesagt, dass ihr dürft - haut ab!« - Die sind es wohl etwas mehr gewohnt, dass die Schülerinnen und Schüler machen, was sie sagen, da unten."*

Sigrid bemerkt viele Unterschiede zwischen den Regeln der deutschen und dänischen Schulen sowie in der Beziehung zwischen Lehrer:innen und Teilnehmer:innen. Sie stellt fest, dass es in Deutschland *„mehr Respekt untereinander"* gibt: Man spricht Lehrer:innen nicht mit dem Vornamen, sondern mit dem Nachnamen an. Sigrid berichtet, dass es ihr *„zwei Mal"* passiert ist, dass sie den Lehrer mit dem Vornamen ansprach. Das Ergebnis war: *„Er schaute mich etwas an, dann ignorierte er mich. Das war so ein bisschen: Aha…okay."*

Sigrid war auch überrascht darüber, dass die Schüler:innen auf die Erlaubnis der Lehrkraft warteten, um in die Pause zu gehen, obwohl die Pause bereits begonnen hatte. Sigrid sagt, wenn dies in der dänischen Schule passiert wäre, wären *„wir einfach abgehauen"*. Sigrid macht die Erfahrung, dass die Lehrer *„es wohl etwas mehr gewohnt sind, dass die Schülerinnen und Schüler machen, was sie sagen, da unten."*

Sigrid fiel auch auf, dass die Schüler:innen im Unterricht nicht an ihre Handys gehen durften:

> *„Und da war etwas mit dem Handy, da machtest du nicht einfach so [guckt auf das Handy] mitten in der Stunde, weil dann würde es dir sofort weggenommen. Aber das war eine lustige Sache, sobald die dann den Raum verließen, dann standen sie auch sofort mit dem Handy."*

Sigrid reflektiert auch über die Unterschiede zwischen den Holzwerkstätten in der deutschen und dänischen Produktionsschule.

„Es war etwas kleiner, und es war auch verrückt darüber nachzudenken, dass sie ihre eigenen work benches hatten. Das, fand ich, war ziemlich cool, anstatt zusammen einen Raum zu haben, wo man sich auf die Füße tritt."

Sigrid bemerkte auch, dass der Raum so eingerichtet war, dass man flexibel zusammenarbeiten konnte:

„Da hatte man eine Bank. Da stand man. Wurde man dann in Gruppen aufgeteilt, dann rückte man kurz an den Beinen und sagte: Ja, kannst du dich hier rüber stellen, weil jetzt bist du mit ihm zusammen."

Ein anderer Unterschied, der Sigrid auffällt und über den sie erzählt, bezieht sich auf die Sicherheit in der Werkstatt. In der deutschen Werkstatt waren Sicherheitsvorschriften an der Wand aufgehängt. Obwohl diese nicht illustriert waren, konnte Sigrid die Vorschriften lesen und kann wiedergeben, was dort geschrieben stand:

„Das war so etwas mit keinen Schmuck, kein langes Haar, wenn es nicht hochgesteckt ist, kein Kram auf der Kleidung und mit dem Stemmeisen darfst du nicht so stehen und leg die Hand nicht unter die Säge, wenn du sägst.

Allerdings war Sigrid nicht besonders beeindruckt davon, wie die Jugendlichen in der deutschen Werkstatt mit Sicherheitsthemen in der Praxis umgingen. In der dänischen Schule waren nicht so umfangreiche Sicherheitsvorschriften an der Wand angebracht, aber Sigrid bemerkte einen Unterschied in Bezug auf den Umgang mit der Arbeitssicherheit:

„Aber das war auch lustig, den Unterschied in Bezug auf die Sicherheit zu sehen, weil hier [in Dänemark] hältst du, wenn du einen mechanischen Hobel benutzt, deine Finger dann so. Da [in Deutschland] standen die einfach und zogen am Holz und standen und quatschten, und ich dachte einfach: Ganz bald, dann kommt einer von Euch zu Schaden."

IT-Kompetenzen: *Für 'nen Hunderter mach' ich das gerne!*

Beim Future Camp im JUMP-Projekt, an dem Sigrid teilnahm, zeigte es sich, dass Sigrid gute IT-Kompetenzen hat, die sie im Camp nutzte und einbrachte. Unter anderem richtete Sigrid eine Facebook-Gruppe für die deutschen und dänischen Teilnehmer:innen des Camps ein. Sigrid berichtet, dass die Facebook-Gruppe immer noch existiert:

„Ich bin dafür ja verantwortlich. Wenn ich mich kurz langweile, dann poste ich einfach irgendwas rein, dann kommt da kurz ein Kommentar dazu."

Sigrid hat sich ihre IT-Kompetenzen nicht in der Produktionsschule angeeignet. Sigrid erklärt, wie sie den Umgang mit IT erlernt hat:

> *„Das ist etwas, was ich von diversen Menschen gelernt habe. Die haben mir also eine Methode gezeigt, das hier zu machen, und dann habe ich [die] einfach für mich kopiert und das gleiche gemacht und versucht, es so gut wie möglich zu erinnern. Viele meiner Kollegen kamen oft und haben gefragt, ob ich ihnen nicht helfen könnte, das Programm hier runterzuladen oder kurz helfen konnte, den Computer von Viren „sauber" zu halten. Dann sage ich: »Für 'nen Hunderter mach' ich das gerne!« Meine Schwester ruft ab und zu an und sagt: »Sigrid, es ist wieder schiefgegangen!« – »Ja, dann geh auf Teamspeak, dann regel ich das.«"*

Sigrid berichtet detailliert darüber, wie sie über das Programm Teamspeak Zugang zu den Computern ihrer Schwester bekommt, diese von Viren befreit und von ihrem eigenen PC aus herausfindet, was das Problem ist. *„Dann sitze ich da und entferne Dateien und versuche zu retten, was ich kann von allem, was sie an Dateien hat, die kaputtgehen können. Die ziehe ich rüber auf meinen Computer, wenn ich es jetzt nicht schaffe, sie zu retten."*

Sigrid hatte darüber nachgedacht, eine Ausbildung als IT-Supporterin zu absolvieren, als sie nicht mehr in die Musikwerkstatt der Produktionsschule gehen sollte. Sie berichtet von den Abwägungen mit ihrem Fachlehrer:

> *„Dann sprachen wir darüber, dass ich sehr gut in Computern bin und ob ich vielleicht eine [Ausbildung als] IT-Supporter machen sollte, weil ich auch richtig gut in Englisch bin, und dann hatte ich Zweifel und dachte: Das könnte doch verdammt lustig sein, das rauszufinden."*

Aber Sigrid war zu diesem Zeitpunkt bereits ein Ausbildungsplatz als Zimmerin versprochen worden, und *„wir mussten schnellstmöglich eine Lösung finden"*, sodass Sigrid sich entschied, zurück in die Holzwerkstatt zu gehen. Aber Sigrid wusste auch, dass eine Ausbildung zur IT-Supporterin bedeuten würde, dass sie wieder in die Berufsschule gehen müsste, von der sie schon einmal geflogen war - und nach dem Abschied, den sie genommen hatte, hielt sie dies für ausgeschlossen: *„Ich darf nicht in die Berufsschule rein."*

Demonstration: *Ich wurde mega sauer auf die Politiker*

Aufgrund von Einsparungen im Staatshaushalt hat der dänische Staat die Zahlungen für Produktionsschüler vor Kurzem drastisch gekürzt.[15] Sigrid war an der Organisation einer Demonstration gegen die Kürzungen beteiligt. Sie berichtet:

[15] Fußnote zur Entwicklung der Produktionsschulen und der Reform

„Ich war mega sauer darüber. Die Politiker wollten sich in ähm bei den Produktionsschulen einmischen, und dann dachte ich: Nein, verdammt, da habe ich keinen Bock mehr drauf, und dann hörte ich, dass wir eine kleine Demo versammeln, YES!... Nicht weil ich raus wollte und einen Polizisten verkloppen oder so, weil das ist überhaupt nicht meine Absicht, aber ich will den Politikern einfach gerne zeigen, ich habe also auch... Wir leben hier, wir sind die Jugendlichen dieser Zeit, wir müssen das Gehalt bekommen, das wir schon haben, das war vorher schon niedrig genug, weil ich damit nur knapp zurechtkomme."

Sigrid nahm zusammen mit anderen Produktionsschüler:innen an einer Demonstration gegen die Kürzungen in Kopenhagen teil. Von der Produktionsschule aus sind es nach Kopenhagen ca. eineinhalb Stunden Fahrtweg. Sigrid sagt über ihre Rolle in Bezug auf die Fahrt nach Kopenhagen:

„Ich war einfach dabei, zu sagen: Ich will richtig gerne mit und dann redeten wir auch richtig viel darüber."

Sie wurde von der Lokalzeitung über die Aktion interviewt und erzählt von dem Erlebnis, in die Presse zu kommen:

„Ich wurde famous. Das ähm, das habe ich noch nicht ausprobiert. Das war komisch. Da gab es so ein paar Situationen, wo ich in der Stadt war, so eine Woche später, und wollte kurz etwas shoppen und so für Weihnachten und dann kommt einer und sagt: »Warst du nicht in der Zeitung?« Dann stehe ich da so ein bisschen: Doch, war ich. »Du warst mit in Kopenhagen bei der Demo für die Produktionsschüler, oder?« Joa. »Nein, das ist toll zu hören! Nein, ihr Jugendlichen, ihr solltet auch Hilfe haben. Wir haben nur drauf gewartet, dass ihr euch einsetzt!« Das ist so ein bisschen, das sind fremde Leute, die einfach kommen und sagen: »Du bist so ein guter Mensch!« Oha, das geht mir wirklich ans Herz. Also das war wirklich komisch, diesen walk of fame so zu haben."

Zukunft: *Holz, ich bin zu teuer und bin zu alt*

In der Musikwerkstatt wurde vereinbart, dass sie zurück in die Holzwerkstatt sollte, um mit einer EGU als Zimmerin zu beginnen. Der Hauptteil der Ausbildung besteht dabei aus Praktika in Unternehmen. Sigrid suchte also nach Praktikumsplätzen, um die Ausbildung beginnen zu können. Während des Future Camps im JUMP-Projekt war Sigrid optimistisch, ein Unternehmen finden zu können, wo sie im Rahmen der EGU anfangen könnte:

„Ich habe drei Zimmerer, die gerade herausfinden, ob sie mich als EGU nehmen können. Ich muss am Freitag mit denen zur Besprechung, auf jeden Fall mit dem einen, und dann warte ich auf Antworten von zweien, und die sollten mich gerne irgendwann nächste Woche anrufen."

Obwohl Sigrid Bewerbungsgespräche mit Zimmereien hatte und fast überall in Dänemark sehr breit nach einem Praktikumsplatz suchte, gelang es ihr nicht, einen Praktikumsplatz zu finden: *„Egal wo ich suchte, ich habe sogar irgendwann ganz da oben in Jütland gesucht, aber da wollten die mich verdammt noch mal auch nicht haben."*

Sigrid meint, dass sie keinen Praktikumsplatz bekommen hat, weil sie zu alt ist. Die Arbeitgeber zogen Lehrlinge unter 18 vor, weil sie billiger waren. Sigrid fand es nicht gerecht, dass die Arbeitgeber es ablehnten, sie als Praktikantin[16] einzustellen, weil sie schon über 18 ist und Anrecht auf ein höheres Ausbildungsgehalt hat als minderjährige Auszubildende.

> *„Da war ich mir mit ihnen sehr uneinig, weil das Alter verdammt noch mal nichts zu sagen hat. Ganz im Gegenteil, ich habe einen Führerschein. Den hat ein 16-jähriger vielleicht nicht. Und ja, das kann ja sein, dass ich vielleicht in Bezug auf das Gehalt das Gleiche koste wie ein Erwachsener und so, aber ich habe immer noch einen Führerschein, um rumzufahren, wenn irgendwas fehlt."*

Sigrid meint, dass der Arbeitgeber auf andere Weise davon profitiert, sie als Praktikantin einzustellen, auch wenn er ihr ein höheres Gehalt zahlen muss. In diesem Zusammenhang zeigt Sigrid auf, dass sie einen Führerschein hat, was für das Unternehmen von Vorteil sein kann.

Sigrid kam zu dem Ergebnis, dass sie die EGU im Holzbereich aufgeben musste:

> *„Eine EGU im Bereich Holz, das kannst du gar nicht, ich bin zu teuer und ich bin zu alt."*

Zukunft: *Was mag ich eigentlich richtig gerne?*

Nach der Enttäuschung bei der Suche nach einem Praktikumsplatz und der EGU als Zimmerin musste Sigrid darüber nachdenken, was sie sonst möchte. Sie erklärt, dass sie sich selbst die Frage gestellt hat:

> *„Was mag ich eigentlich richtig gerne? Ich fahre richtig gerne. Ja, dann ist es vielleicht etwas mit einem Führerschein, was wir uns ansehen sollten, und dann dachte ich: Dansk Retur, da war ich schon mal."*

Sigrid dachte daran, dass sie in der Folkeskole ein Praktikum bei Dansk Retursystem absolviert und es ihr gut gefallen hat. Sigrids Vater arbeitet bei Dansk Retursystem, sodass Sigrid sich entschied, ihren Vater zu fragen, *„ob er etwas dagegen hätte, dass ich an seinem Arbeitsplatz bin, ob das für uns beide zu viel würde."*

[16] Entgegen der üblichen Ausbildungsstruktur in Deutschland schließen die dänischen Auszubildenden keinen Ausbildungsvertrag mit einem festen Unternehmen, sondern absolvieren im Rahmen ihrer Ausbildung einzelne Praxismodule bei Unternehmen. Die Praktika, von denen Sigrid hier spricht, sind entsprechend obligatorische Praktika im Rahmen der von ihr anvisierten Berufsausbildung.

Aber das fand ihr Vater nicht. Ihr Vater unterstützte sie uns sagte: „*Ich finde wirklich, dass du das machen solltest“*, und außerdem „*hörte ich von meinem Vater, dass die selbst sehr gerne Auszubildende“* im Unternehmen hätten.

Sigrids Entscheidung, die Ausbildung im Bereich Holz aufzugeben und stattdessen Fahrerin zu werden, hat dazu geführt, dass sie nun ein vierwöchiges Praktikum bei Dank Retursystem absolvieren wird. Da Sigrid von ihrem Vater erfahren hat, dass das Unternehmen Auszubildende sucht, hat sie sich dafür entschieden, sich dort um einen Ausbildungsplatz zu bewerben. Es wurde vereinbart, dass nach dem Praktikum eine Entscheidung darüber getroffen wird, ob sie eine Ausbildung als LKW-Fahrerin bei Dansk Retursystem machen kann. Sigrid ist gespannt, ob sie einen Ausbildungsplatz bekommt.

> *„Spannend, wenn ich den Ausbildungsplatz bekomme, weil ich dann sechs Tage arbeiten muss und sieben Tage frei habe. Aber das ist ja, weil ich zwölf Stunden arbeite. Da steht, dass ich um sechs Uhr da sein muss und bis sechs Uhr abends. Und dann habe ich ja für 14 Tage gearbeitet. Und dann bekomme ich eine Woche frei. Darüber kann man also nicht klagen.“*

Sigrid wird lange Arbeitszeiten haben, wenn sie den Ausbildungsplatz bekommt und sie glaubt nicht, dass sie ihren Vater während des Praktikums oft sehen wird:

> *„Wir werden uns ja nicht so oft sehen. Das kann gut sein, dass ich irgendwann bei ihm in die Lehre komme, wenn es etwas gibt, was ich lernen muss oder so, dann kann es gut sein, dass ich Glück habe und zu ihm komme.“*

Sigrid erzählt, dass sie heute mit ihrem Vater besser zurechtkommt: „*Jetzt bin ich erwachsen und er soll nicht kommen und sich aufführen, als ob er besser ist als ich... dann gehen unsere Reibereien wieder los.“* Sie betrachtet sich selbst als „*erwachsen“* und möchte so wahrgenommen werden, dass sie mit ihrem Vater auf gleicher Stufe steht. Sie sagt sogar, dass sie „*Glück haben“* könnte und bei ihm arbeiten, wenn sie den Ausbildungsplatz bekommt.

Sigrid macht sich nicht so viele Sorgen darüber, dass der Praktikumsplatz 115 km von ihrem Wohnort entfernt liegt: „*Das ist ja nur eine gute Autofahrt von ungefähr 50 Minuten“*, sagt sie.

Sie wird einen Monat bei ihrem Vater einziehen, um Geld zu sparen. Mit ihrem Gehalt als Produktionsschülerin kann sie sich nicht Miete und Auto leisten: „*Nur, wenn ich das Glück hätte, keine Miete zahlen zu müssen, dann könnte ich mir das mit dem Auto vielleicht zurechtbiegen“*, sagt sie, fügt aber hinzu, dass das ein bisschen schwierig werden könnte.

Ein langer und gewundener Weg

Sigrid hatte eine harte Kindheit und Jugend. Sie berichtet über Vergewaltigung, Mobbing in der Schule, *„psychischen Terror in der Familie“*, Kriminalität, den Konsum von Haschisch ab dem Alter von neun Jahren. Aber nachdem sie aus der Familie genommen und im Zuge einer Inobhutnahme in einer Einrichtung für Kinder und Jugendliche untergebracht wurde, ließ sie ihr altes Leben hinter sich. So langsam wurde es auch in der Schule besser. Sie wechselte von einer Förderklasse in eine normale Klasse und schloß die Folkeskole nach der 9. Klasse mit der Abschlussprüfung ab.

Im Alter von 19 Jahren blickt sie auf einen sehr bewegten Bildungsweg zurück. Nach der Folkeskole begann sie eine Berufsausbildung, wurde aber trotz fachlich guter Leistungen und Bestnoten von der Schule geworfen. Ihre eigene Auffassung von sich und ihren Fähigkeiten stimmte nicht mit der Beurteilung durch die Berufsschule überein.

Sigrid wurde empfohlen, auf die Produktionsschule zu gehen, wovor sie zuerst Bedenken hatte. Es sollte sich aber bald zeigen, dass sie sehr gerne auf die Produktionsschule geht, es sogar *„liebt“* in die Produktionsschule zu gehen.

In der Produktionsschule hat Sigrid in der Holzwerkstatt und der Musikwerkstatt gearbeitet. Aktuell ist sie in der internationalen Abteilung. Sigrids Wahl der Ausbildungsrichtung war nicht nur von fachlichem Interesse geleitet. Stattdessen waren das soziale Umfeld und ihre Beziehung zu anderen von entscheidender Bedeutung für ihre Entscheidungen und Wechsel. Sie selbst sagt, dass sie aus der Berufsschule geworfen wurde, weil sie *„nicht schlau genug und nicht sozial genug“* war. Sie entschied sich selbst, aus der Holzwerkstatt in die Musikwerkstatt zu wechseln, weil sie in ein *„Riesendrama“* hineingezogen wurde, in dem sie sich sozial nicht wohlfühlte. Aber nach einer Zeit in der Musikwerkstatt wurde Sigrid zurück in die Holzwerkstatt geschickt, weil sie bereits angefangen hatte, sich um eine EGU zu bewerben und einen Praktikumsplatz als Zimmerin in Aussicht gestellt bekam. Sigrid war *„sehr dagegen“*, in die Holzwerkstatt zurückzukehren, weil sie Angst davor hatte, *„was da auf* sie *wartete“.* Aber schlussendlich kehrte sie in die Holzwerkstatt zurück.

Sigrid hätte gerne eine Grundausbildung im Holzbereich absolviert, wurde hier aber erneut enttäuscht, als sie keinen Praktikumsplatz finden konnte, obwohl sie sich in fast ganz Dänemark bewarb. Trotz ihrer Vorgeschichte und obwohl sie die Ausbildungen, die sie gerne machen wollte, nicht durchführen konnte, trotz ihrer Niederlagen und dem Prädikat *„nicht schlau genug, nicht sozial genug, zu alt und zu teuer“* zu sein, hatte Sigrid keine Angst, Neues auszuprobieren und sich Herausforderungen zu stellen.

Sigrid entschied sich für eine Grundausbildung im Bereich Bau und Anlagen in einem Berufsausbildungszentrum, obwohl sie wusste, dass es überwiegend Jungen waren, die sich für diese Ausbildung

entschieden. Es zeigte sich, dass sie von 65 Auszubildenden das einzige Mädchen sein sollte und deswegen gemobbt wurde. Aber das war für sie kein Grund, die Ausbildung zu verlassen.

Als Sigrid die Möglichkeit bekam, über das JUMP-Projekt ein Praktikum in Deutschland zu absolvieren, entschied sie sich ohne Weiteres dafür, obwohl es *„ein fremdes Land"* war, in dem sie *„mit niemandem reden"* konnte. Sigrid hatte auch keine Bedenken, sich auf Praktikumsplätze in Jütland oder in der Nähe von Kopenhagen zu bewerben, obwohl dies bedeutet hätte, dass sie in Städte hätte umziehen müssen, in denen sie niemanden kennt.

Sigrid hat viel Selbstbewusstsein und Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten. Sie meint, dass sie Herausforderungen fachlich gut gemeistert hat und hat sich selbst und allein gute Kompetenzen im Bereich IT, der Arbeit mit Computern und dem Spielen von Musik angeeignet.

Dem gegenüber stehen ihre Schwierigkeiten mit emotional und sozial belastenden (Arbeits-)Umfeldern, die in ein paar Fällen der Auslöser für ihre Wechsel der Ausbildungsrichtung waren. Sie hat keine Angst davor, ihre Meinung zu äußern und kein Problem damit, Fachlehrer:innen oder andere herauszufordern, wenn sie anderer Meinung ist. Sie ist überzeugt, dass sie trotz mehrerer Niederlagen und Enttäuschungen Herausforderungen bewältigen kann - auch wenn ihr Umfeld ab und zu anderer Meinung ist.

Jette: *Irgendwas wird aus mir schon werden*

Von Christine Revsbech Jensen und Finn M. Sommer

Jette ist 21 Jahre alt. Jette hat einen deutschen Vater und eine dänische Mutter und spricht sowohl Deutsch als auch Dänisch. Sie absolviert derzeit eine kombinierte Ausbildung (KUU) in einer dänischen Produktionsschule. Wenn man eine KUU-Ausbildung absolviert, kann man zwischen verschiedenen Ausbildungsrichtungen wählen. Jette hat sich für „Tourismus und Handel" entschieden. Wenn Jette die KUU-Ausbildung erfolgreich absolviert, kann sie sich als Handelsassistentin bezeichnen. Die KUU ist eine zweijährige Ausbildung für Jugendliche, die nicht die Voraussetzungen mitbringen, um eine Berufsausbildung zu absolvieren oder die gymnasiale Oberstufe zu besuchen. Eine abgeschlossene KUU berechtigt zur Aufnahme einer Berufsausbildung oder zum Besuch der gymnasialen Oberstufe[17].

In der Produktionsschule besucht Jette die internationale Abteilung, die gebrauchte Gegenstände und Waren als Spenden annimmt und einsammelt, diese dann in Stand setzt und z.B. nach Afrika versendet. Im Rahmen ihrer Ausbildung und Arbeit in den internationalen Projekten der Schule entwirft Jette u.a. Plakate, Visitenkarten, Anleitungen und Broschüren, schreibt Protokolle und übersetzt vom Dänischen ins Deutsche und Englische.

Jette wohnt zur Miete in einem Haus auf dem Land. Sie zog dort zusammen mit ihrem Freund und ihrem Hund ein. Ihrem Freund, der Musiker war, gefiel das Leben auf dem Land jedoch nicht. Der Traum von der Gründung einer Familie entwickelte sich daher nicht ganz nach Jettes Wünschen. Jette lebt nun alleine mit ihrem Hund. Ihre Mutter ist verstorben und sie hat keinen Kontakt zu ihrem Vater oder ihren Geschwistern.

Das Interview mit Jette wurde während ihres Praktikums in einem dänischen Unternehmen als walk-and-talk-Interview durchgeführt. Jette zeigte uns dabei zusammen mit ihren Gastgebern ihren Praktikumsbetrieb und ihre Arbeitsaufgaben im Praktikum.

Ausbildung: *Kurz vor den Prüfungen schloss die Ausbildung*

Jette wollte eigentlich Tierpflegerin werden. Sie hat den grundlegenden Teil der Ausbildung zur Tierpflegerin zum größten Teil absolviert, aber der Ausbildungsgang wurde am Standort, den Jette besuchte, ein paar Monate vor ihrer Abschlussprüfung geschlossen. Jette erklärt:

[17] Inzwischen wurde die KUU mit anderen ähnlichen Ausbildungen zur sogenannten „Forberedende Grunduddannelse (FGU)" (dt.: vorbereitende Grundausbildung) zusammengelegt.

„Die haben das hier unten geschlossen und um weiterzumachen, hätte ich nach Roskilde fahren müssen. Und das ist etwas weit. Die Grundausbildung, der dauert 20 Wochen...Ich habe selbst gemerkt, dass vieles schiefgegangen ist, ähm... wo ich nicht so viel Einblick hatte, wie ich gerne gehabt hätte. Also habe ich mich entschieden, stattdessen 40 Wochen zu nehmen, und dann war es kurz vor den Prüfungen, einen Monat oder zwei vorher... ungefähr. Aber, ähm... ich hätte dann auch einen Vorteil, wenn ich nach Roskilde gehe, weil da ja auch der Hauptteil stattfindet... Ich kann mir Leistungen anrechnen lassen."

Jette entschied sich für einen 40-wöchigen Grundverlauf, aber die Ausbildung wurde an der Schule, die sie besuchte, kurz vor ihrer Abschlussprüfung geschlossen. Wenn Jette die Grundausbildung jetzt bestehen möchte, müsste sie von vorne anfangen - in Roskilde, 125 km von ihrem Wohnort entfernt. Sie könnte sich jedoch Teile ihrer bereits erbrachten Leistungen anrechnen lassen. Wenn Jette ihren Traum, mit Tieren zu arbeiten, weiterverfolgen möchte, muss sie für einige Jahre nach Roskilde ziehen, um die Ausbildung abzuschließen. Aber der Umzug nach Roskilde passt nicht zu ihren Wünschen bezüglich ihres Wohnorts. Jette wohnt zur Miete auf Lolland und möchte dort gerne wohnen bleiben, auch wenn es finanziell eng wird, solange sie keinen Freund hat, der sich an der Miete beteiligen kann. Sie lebt gerne auf dem Land, wo sie ausreichend Platz und einen sehr entgegenkommenden Vermieter hat und sich ihren Traum vom Halten mehrerer Tiere erfüllen kann.

Dolmetschen: *Ich war am richtigen Ort, um meinen deutschen und dänischen Hintergrund einzubringen*

Da Jette sowohl Dänisch als auch Deutsch beherrscht, wurde sie gebeten, bei der JUMP Kick-Off-Konferenz als Dolmetscherin zu fungieren. Obwohl sie keinerlei Erfahrung mit dem Dolmetschen hatte, übernahm sie die Aufgabe ohne zu zögern. Über diese Erfahrung berichtet sie:

„Das war das erste Mal, dass ich das Gefühl hatte, dass ich am richtigen Ort bin, um meinen deutschen und meinen dänischen Hintergrund einzubringen. Das hatte Wert für andere - und für mich selbst."

Jette fand, dass das Dolmetschen eine schwere Aufgabe war, aber sie bekam gleichzeitig die Möglichkeit, ihre besonderen Kompetenzen als bilinguale Person zu zeigen. Sie hatte keinerlei Bedenken, die Aufgabe zu übernehmen, weil das Dolmetschen *Wert für andere - und für mich selbst* hatte. Das Dolmetschen war so eine sinnvolle Tätigkeit für sie.

Praktikum: *Es ist gewöhnungsbedürftig, bei einer fremden Familie einzuziehen*

Aufgrund ihrer Sprachkenntnisse hätte Jette im Rahmen des JUMP-Projekts auch ein Praktikum in Deutschland absolvieren können. Aber aus verschiedenen Gründen entschied sie sich stattdessen für ein Praktikum bei einem der dänischen Unternehmen, die am JUMP-Projekt als Netzwerkpartner teilnahmen. Der Praktikumsbetrieb war ein Familienbetrieb und bestand aus Thomas und Lotte, die Kajaks und kleinere Segelboote vermieten, Segel reparieren und ein Bed & Breakfast und ein kleineres Restaurant betreiben. Das Familienunternehmen umfasst auch den Sohn von Thomas und Lotte, der in einer nahegelegenen Stadt eine Espressobar betreibt. Die Espressobar fungiert auch als Touristenbüro.

Jette absolvierte in dem Unternehmen ein zweiwöchiges Praktikum. Sie arbeitete auch an dem Wochenende, das zwischen ihren beiden Arbeitswochen lag und an dem es im Betrieb mehr zu tun gab. Im Gegenzug bekam sie freie Tage im Laufe der Woche. Jette war während ihres Praktikums in einem der Bed & Breakfast-Zimmer untergebracht. Die Bed & Breakfast-Zimmer sind an die Wohnung der Familie angeschlossen. So wurde Jette in die Familie integriert. Sie nahm alle Mahlzeiten mit der Familie zusammen ein und beteiligte sich als Praktikantin wie ein Familienmitglied an der Arbeit der Familie.

Das Angebot, am Praktikumsort zu wohnen, nahm Jette gerne an. Nachdem sie das Praktikum bereits begonnen hatte, erklärte sie uns, warum sie es als vorteilhaft und notwendig erachtete, vor Ort zu wohnen:

> *„Es ist ein Vorteil, hier zu wohnen, weil für mich, wenn ich zu Hause gewesen wäre und jeden Tag hier hätte rausfahren müssen, dann hätten Lotte oder Thomas bei mir angerufen: »Ja, Jette, es gibt Gäste, die bedient werden müssen«. Für mich dauert das zwei Stunden, hier raufzukommen! Das ist aber möglich, wenn du zum Beispiel ein Auto hast... Ich habe weder Führerschein noch Auto."*

Jette empfindet die Möglichkeit, während des Praktikums vor Ort zu wohnen, deshalb als vorteilhaft. Teils tut sie dies aufgrund der Entfernung des Praktikumsbetriebs, aber auch aufgrund der Art der Arbeit, bei der es darum geht, sich genau dann um die Gäste zu kümmern, wenn die Gäste etwas brauchen.

Anfangs war Jette sehr zurückhaltend. Sie erklärt, dass es gewöhnungsbedürftig war, bei der Praktikumsfamilie einzuziehen:

> *„Das war sehr spannend für mich. Das Prinzip, von einem Tag auf den anderen bei einer fremden Familie einzuziehen, das ist gewöhnungsbedürftig. Anfangs fand ich, ging es sehr gut. Ich bin da*

sehr schnell reingekommen. Es war dann auch, wann war das, am fünften Tag, als ich anfing, aufzutauen (lacht)... Ich bin sehr zurückhaltend gegenüber fremden Menschen, um mir die Sache kurz anzusehen: OK, wie ist die Person und wie soll ich mich verhalten... weil, ich räume gerne ein, dass ich eine sehr spezielle Art von Humor habe, die nicht immer passend ist."

Jette beschreibt die Erfahrung, bei der Praktikumsfamilie – *„einer fremden Familie"* - einzuziehen, als *„sehr spannend"* und herausfordernd. Es ist *„gewöhnungsbedürftig"*, wie sie sagt. Jette erklärt dies damit, dass sie generell *„sehr zurückhaltend gegenüber fremden Menschen"* ist und diese kurz kennenlernen und herausfinden muss, *„wie ich mich verhalten soll"*. Sie erklärt außerdem, dass sie eine *„sehr spezielle Art von Humor"* hat, die erfahrungsgemäß *„nicht immer passend ist"*. Obwohl sie erst am fünften Tag anfing, *„aufzutauen"*, findet sie, dass es *„sehr gut ging"* und sie *„da sehr schnell reingekommen"* ist. Die Praktikumsgastgeberin Lotte bestätigt Jettes Aussagen und berichtet, dass Jette *„fast ununterbrochen redete"*, als sie erst einmal *„aufgetaut"* war.

Es gibt keinen richtigen Zeitplan

Jette nahm das Angebot an, im Praktikumsbetrieb zu wohnen, weil sie die Notwendigkeit erkannte, in Bezug auf die Arbeit flexibel zu sein: *„Es gibt Gäste, die bedient werden müssen"*, wie sie sagt. Dass es schwierig war, die Arbeit zu planen und vorauszusagen, was der Tag an Arbeit bringen würde, war kein Problem für Jette. Ganz im Gegenteil:

„Dass es keinen richtigen Zeitplan gibt, war sehr spannend. Wir können abends zusammensitzen und den darauffolgenden Tag planen oder das morgens machen, und dann sieht der Tag letztendlich doch ganz anders aus. Also manchmal steht man da und malt und dann: »ja aber Jette, wir fahren in 30 Sekunden!«, »ja, ich komme!« (lacht). Dann muss man flexibel sein und sich beeilen, gleich loszukommen. Ich war da weder dafür noch dagegen, ich habe das genommen, wie es kam und mich der Situation angepasst."

Jette erklärt, dass es *„sehr spannend"* war, dass es *„keinen richtigen Zeitplan"* für die Arbeit gab und dass sowohl sie selbst als auch ihre Gastgeber die Dinge nehmen mussten, wie sie kamen, und in Bezug auf die Arbeit flexibel sein mussten. Aber obwohl sie es spannend fand, dass es keinen festen Zeitplan gab, waren die flexiblen Arbeitszeiten, die sich u.a. nach den Bedürfnissen der Gäste richteten, auch für Jette gewöhnungsbedürftig:

„Das ist auch das, woran ich mich anfangs am schwersten gewöhnen konnte. Erstens gibt es keinen festen Zeitpunkt, wann man morgens aufstehen muss. An manchen Tagen ist es um halb sieben, oder an manchen Tagen um halb neun. Du hast keine festen Pausen, weil die laufend kommen. Wenn du Zeit für eine Pause hast, dann machst du eine Pause, und du hast keinen

festen Feierabend, wo du frei hast. Das kann alles von sechs Uhr nachmittags bis 24 Uhr sein (lacht)... Ich bin, ähm, richtig, richtig schlecht darin, Pause zu machen."

Am schwersten war es für Jette, sich daran zu gewöhnen, dass es keinen festen Arbeitsbeginn am Morgen, keine festen Pausenzeiten während des Arbeitstags und keinen festen Zeitpunkt gab, an dem sie Feierabend machen konnte. Wenn es Gäste gab, sollte Jette sich in die Arbeit einbringen oder zur Verfügung stehen. Für Jette war es am schwersten, an die Pausen zu denken und sich während des Arbeitstags Zeit für Pausen zu geben: „*Ich bin richtig, richtig schlecht darin, Pause zu machen."* Aber Jette hatte keine Probleme damit, viele verschiedene Arbeitsaufgaben anzugehen und sie hatte auch keine Probleme damit, dass die Arbeitstage lang sein konnten, auch wenn es schwer sein konnte, die Pausen zwischendrin selbst zu verwalten.

Es waren die Gastgeber, die entschieden, an welchen Tagen Jette während ihres zweiwöchigen Praktikums frei bekommen sollte, weil sie am Wochenende zwischen den beiden Praktikumswochen gearbeitet hatte. Aber selbst an den freien Tagen konnte es für Jette schwer sein, ganz frei zu machen. Gastgeber Thomas erklärt, dass es „*an so einem Ort wie hier nie nichts zu tun gibt."*

Die Gastgeber legen auch Wert darauf, dass sowohl dänische als auch ausländische Praktikant:innen die Region kennenlernen und positive Erlebnisse mit nach Hause nehmen. Lotte erklärt:

„...und positive Erlebnisse, weil wir auch rumfahren, also du kannst Jette fragen, also wir waren am Kreidefelsen [Møns klint] und sind nach Stege [Stadt auf Møn] gefahren und haben ihr ein paar Sachen gezeigt. Es ist nicht so, dass du von morgens bis abends arbeitest. Du wirst in das Familienerlebnis einbezogen. Aber du kannst auch Freizeit haben, in der du dir ein Fahrrad leihen kannst."

Lotte und Thomas haben sich entschieden, ihren Praktikant:innen interessante Orte in der Region zu zeigen, um ihnen andere Erlebnisse zu ermöglichen, als einfach nur im Praktikumsbetrieb zu arbeiten. Den Praktikant:innen wird auch ein Fahrrad zur Verfügung gestellt, damit sie ihre Freizeit eigenständig gestalten können.

Jette ist im Laufe des Praktikums aufgefallen, wie flexibel und lösungsorientiert Lotte und Thomas in Bezug auf die Bedürfnisse ihrer Gäste sind. Zu ihren Gastgebern sagt sie:

„Ihr seid sehr, sehr flexibel, also wenn ein Gast irgendeinen Wunsch hat, also, na dann versucht ihr wirklich zu gucken, okay, irgendwie können wir das hinbekommen."

Lotte betrachtet dies allgemeiner als eine Einstellung zur (kundenorientierten) Arbeit im Familienbetrieb:

„Aber das ist auch eine Art zu denken, oder? Wir denken nicht problemorientiert. Wir denken lösungsorientiert."

Ich habe ja einen fantastischen Einblick darin bekommen, wie das Ganze funktioniert

Während des walk-and-talk-interviews im Praktikumsbetrieb zeigte Jette uns die verschiedenen Abteilungen und erklärte, woran sie gearbeitet hat. Jette berichtete, dass sie die ersten Tage in der Espressobar in der nahegelegenen Stadt gearbeitet hat. Hier sollte sie unter anderem lernen, einen Caffè Latte zuzubereiten. Weil es außerhalb der Hochsaison nicht viele Kunden gibt, war dies mit Schwierigkeiten verbunden. Jette sieht allerdings nicht in erster Linie die Schwierigkeiten. Sie verstand, dass dies die Realität in einem saisonalen Betrieb ist und erklärt, dass sie viel daraus gelernt hat, mitverfolgen zu können, wie der Alltag der Familie verläuft:

„Mir geht das so: Auch, wenn ich nur daneben sitze, kann ich ja sehen, was sie machen (...) und auch davon kann ich ja etwas lernen."

Jette beschreibt dabei auch ihren allgemeinen Zugang gegenüber Neuem:

„Ich bin sehr offen und lerne gern... Also, es gibt viele verschiedene Dinge und Sachen, die ich im Laufe des Praktikums gemacht habe, wo ich eigentlich einfach Wissen aufgesaugt habe, und je mehr Erfahrung, desto besser."

Jettes Offenheit und Freude am Lernen, wenn sie „*daneben sitzt"* und „*Wissen aufsaugt"*, hat dazu beigetragen, dass das Praktikum für Jette zu einer positiven und lehrreichen Erfahrung wurde. Sie war in Bezug auf die Arbeit flexibel und offen dafür, verschiedene Tätigkeiten in den Abteilungen des Familienunternehmens auszuprobieren und aus ihnen zu lernen. Jette begann in der Espressobar. Hiernach arbeitete sie mit den Booten im Betrieb. Jette berichtet: „*Und dann habe ich mal eben 4-5 Tage darauf verwendet, die Boote zu schleifen, anzustreichen, zu renovieren und zu restaurieren."*

Jette zeigt auf einen Katamaran, das „Lehrboot" des Unternehmens, auf dem die Mieter:innen segeln lernen können:

„Ich habe ein bisschen mit dem gespielt (lacht). Ich habe damit angefangen, ihn zu reinigen und dann schleifen, anstreichen, neue Beschichtung und... Das Gesicht ist noch in Arbeit. Der hat, ähm, ein Wal-Gesicht auf der einen Seite. Das ist ein Pottwal. Der liegt im Moment auf dem Kopf. Das Auge und die Flosse - das war da, wo ich gestern gemalt habe und dann musste ich kurz auf die rote Farbe am Mund warten, die ist dann getrocknet. der Rest vom Mund wird heute gemacht (lacht)."

In der Bootsabteilung des Unternehmens hat Jette Wartungsarbeiten an den Booten vorgenommen, sie geschliffen, gestrichen und vieles andere mehr. Aber Jette gab auch preis, dass sie gut zeichnen kann. Daraufhin bekam sie die Erlaubnis, das Boot an der Seite mit Auge, Flosse und Mund eines Pottwals zu verzieren. Obwohl der Waal noch nicht ganz fertig ist, ist Jette anzumerken, dass sie auf das Ergebnis stolz ist.

Jette hat auch oft auf dem Segelloft der Firma gearbeitet. Jette zeigt uns das Segelloft:

> *„Da oben sitzen wir und machen Segel, reparieren Segel, und da habe ich viel Zeit verbracht um neue Bezüge für ein paar Stühle für das CC [Espressobar] zu machen. Da habe ich dann Bezüge aus alten Kaffeebohnensäcken gemacht, sie gewaschen, sie gespült."*

Jette nähte doppelseitiges Klebeband auf die Kaffeebohnensäcke, um Stuhlbezüge aus ihnen zu machen, was aber nicht so einfach war. Jette hat deshalb überlegt, ob sich dies einfacher umsetzen ließe:

> *„In Bezug auf Kleidung könnte ich mir vorstellen, dass man das Nähen viel einfacher machen könnte, u.a. zum Strecken, weil es [das Klebeband] eine Tendenz hat sich zu strecken, wenn du es annähst."*

Jette erzählt begeistert von der Einrichtung der Räume und den Details, die sie interessant findet. Über das Segelloft berichtet sie zum Beispiel:

> *„Ein lustiges Detail zu dem Tor. Das geht ja ganz bis unten zur Erde, also als sie hier renoviert haben, haben sie sich entschieden, das letzte Stück [Tor] hier zu lassen, weil sie es dann hochziehen können, wenn sie große Segel bekommen, die nicht durch die Tür passen. Die bringen sie dann da durch hoch."*

Ebenso erzählt Jette von den Bed & Breakfast-Zimmern, bei denen sie darauf aufmerksam macht, dass alles von ihren Gastgebern selbst gefertigt wurde, und es gibt *„kleine Details in den Zimmern, unter anderem die Kopfteile der Betten... prinzipiell sind alle Zimmer gleich, was die Größe und die Form angeht, [aber] alles hat einen kleinen Charme."*

Jette hat in der Bed & Breakfast-Abteilung und in der Restaurantküche gearbeitet und auch am Schwimmunterricht teilgenommen. Jette hat also in allen Abteilungen des Unternehmens gearbeitet. Jette fasst die Arbeit folgendermaßen zusammen:

> *„Also, ich habe ja einen fantastischen Einblick darin bekommen, wie das Ganze funktioniert. Und dann ist da die sehr breite Perspektive, also nicht nur Bed & Breakfast, sondern wie man zum Beispiel ein Boot in Ordnung bringt, ähm, drüben in der CC steht und Gäste bedient, und wie man einen perfekten Latte macht (lacht)."*

Jette freut sich darüber, alle Abteilungen des Praktikumsbetriebs kennengelernt zu haben. Sie hat einen Einblick darin bekommen, wie ein vielseitiger Familienbetrieb mit verschiedenen kleineren Abteilungen im Bereich Tourismus, Segelmacherei und Gastronomie betrieben wird und weiß dies zu würdigen. Sie nennt in diesem Zusammenhang das Bed & Breakfast, die Reparatur und Wartung von Booten, die Bedienung von Gästen und mit einem Augenzwinkern: *„Wie man einen perfekten Latte macht".*

Ihr Gastgeber Thomas nahm Jette mit zu einer Besprechung beim lokalen Fachverband. Für die Familie gehört dies ebenfalls zum Betreiben eines lokalen Betriebs im Bereich Tourismus und Handel dazu. In der Besprechung ging es um ein Projekt mit dem Ziel, mehr Kunden in die Stadt zu locken. Jette berichtet, wie sie die Besprechung wahrgenommen hat:

> *„Die erste halbe Stunde war interessant, und die nächste Stunde waren Wiederholungen, weil dann die gleichen Fragen so 25 Mal gefragt wurden."*

Jette reflektiert darüber, wie sie ihre Erfahrungen aus der Besprechung des Fachverbands nutzen kann:

> *„Ja, das sind solche Dinge, zum Beispiel, für mich persönlich, ist da ja nicht so super viel, wozu ich das gebrauchen kann, aber ähm, rein schulisch kann ich viel gebrauchen, weil das etwas mit der Ausbildungsrichtung zu tun hat, in der ich bin, das heißt, die Informationen, die ich bekomme, kann ich für Aufgaben nutzen."*

Jette denkt nicht, dass der erhalte Einblick in die Diskussion des Fachverbands zu der Frage, wie mehr Kunden in die Geschäfte und die Stadt gebracht werden können, für sie persönlich von großem Nutzen sein wird. Aber in Bezug auf die Ausbildung zur Büroassistentin im Bereich Handel und Tourismus, die sie gerade absolviert, und ihre Aufgaben in der Ausbildung denkt sie, dass sie von den Informationen, die sie in der Besprechung erhalten hat, *„viel gebrauchen"* kann.

Ich bin zum „Inventar" geworden, ich mache irgendwas richtig

Im Praktikum lag der Schwerpunkt nicht nur darauf, dass Jette sich in den verschiedenen Arbeitsbereichen des vielseitigen Unternehmens fachliche Kompetenzen aneignet. Die Gastgeber haben sich entschieden, ebenfalls einen Schwerpunkt auf Jettes persönliche, soziale und kommunikative Kompetenzen zu legen. Zu Beginn des Praktikums war Jette sehr zurückhaltend: *„Am fünften Tag, da fing ich an, aufzutauen".* Die Gastgeberin Lotte hat Jette dabei unterstützt, besser darin zu werden, ihre eigenen Bedürfnisse zu formulieren. Lotte hat dies zu einem Teil des Lerninhalts des Praktikums gemacht, indem sie Jette eine Aufgabe gegeben hat: Jedes Mal, wenn Jette um etwas gebeten hat, was sie brauchte, sollte sie einen Strich in einer Liste machen, sodass sie sehen konnte, dass sie etwas geschafft

hat, was ihr schwerfiel. Jette erklärt mit einem Lachen, dass die Aufgabe das Ergebnis eines *„sehr psychologischen Morgengesprächs“* war. Aber obwohl sie die Aufgabe als *„sehr psychologisch“* empfand, machte sie mit, weil sie dachte, dass sie sich besser fühlen würde, wenn sie in der Lage wäre, ihre Bedürfnisse besser zu kommunizieren und schwierige Aufgaben anzunehmen. Auch für die Gastgeber war es sehr wichtig, Jette zu unterstützen, und zwar nicht nur fachlich, sondern auch menschlich. Es hatte auch große Bedeutung für Jettes Verständnis ihrer Rolle im Unternehmen, dass ihre Gastfamilie gesagt hat, dass Jette im Gegensatz zu Personal oder Gästen zu einer „Familien-inventarartigen" Person geworden war. Dies betrachtet Jette als großes Kompliment:

> *„Alles in allem habe ich mich ja bisher sehr gefreut, hier zu sein. Und ich persönlich bin auch sehr froh darüber, dass ich so... zum ‚Inventar‘ geworden bin. Das ist ein großes Kompliment, finde ich. Das ist irgendwie ein Zeichen dafür, dass man irgendwas richtigmacht.“*

Die persönliche Begegnung und als Person gesehen und wahrgenommen zu werden, hat dazu geführt, dass Jette fühlt, mehr als „nur" eine Praktikantin zu sein. Sie findet, dass sie Teil eines Familienprojekts geworden ist, und es ist ihr gelungen, sich so einzufügen, dass sie nicht heraussticht oder ein Fremdkörper ist, sondern ein Stück „Familien-Inventar". Dies empfindet Jette als großes Kompliment und Ausdruck dafür, dass sie *„irgendwas richtig“* gemacht hat.

Thomas und Lotte haben sich entschieden, am JUMP-Projekt teilzunehmen und Praktikant:innen aufzunehmen, die vor Ort wohnen und Teil der Familie sein sollen. Sie haben sich somit für ein sehr enges Verhältnis zu den Praktikant:innen entschieden. Praktikant:innen wie Jette kommen dem Alltag der Familie sowohl in der Arbeitszeit als auch in der Freizeit sehr nahe. Die Gastgeber hatten einen Arbeitsplan für Jette in den verschiedenen Abteilungen des Unternehmens ausgearbeitet, um ihr die Möglichkeit zu geben, verschiedene Tätigkeiten auszuprobieren. Die enge Beziehung zu den Praktikant:innen bedeutet, dass die Gastgeber in Bezug auf die Wünsche, Bedürfnisse und die fachlichen Kompetenzen der Praktikant:innen flexibel sein können und die die Arbeit der Praktikant:innen mit verschiedenen Aufgaben fördern oder auflockern können, an denen sie Interesse haben oder mit denen sie gerne arbeiten möchten. So bekam Jette beispielsweise die Möglichkeit, einen Pottwal auf einen Katamaran zu malen, weil sie die Fähigkeit und Motivation dafür aufwies. Aber die enge Beziehung zu den Praktikant:innen gibt den Gastgebern auch die Möglichkeit, sich näher mit deren persönlichen, sozialen und kommunikativen Kompetenzen zu beschäftigen und gegebenenfalls mit ihnen zu arbeiten. Dies erfordert unter anderem Empathie gegenüber den Praktikant:innen sowie mentale Energie. Und es erfordert ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis zwischen Gastgeber:innen und Praktikant:innen. Ein Beispiel ist hier die Aufgabe von Lotte für Jette, deren Ziel es war, Jettes Fähigkeiten darin zu verbessern, ihre Bedürfnisse zu formulieren und als schwer empfundene Aufgaben anzunehmen, denen gegenüber sie vielleicht vorher zurückhaltend war. Jette empfand den Versuch von Lotte, diese Kompetenzen bei

ihr zu fördern, als *„sehr psychologisch“*, nahm die Aufgabe aber als Teil der Lernerfahrung im Praktikum an, da sie verstand, dass sie davon profitieren würde.

Dass die Praktikant:innen aber in den Familienbetrieb aufgenommen und sozusagen den ganzen Tag lang enge Beziehungen mit ihnen aufgebaut werden, bedeutet auch, dass die Gastgeber plötzlich mit ganz unerwarteten Problemen der Praktikant:innen und Praktikanten konfrontiert werden können. Das zeigt das folgende Beispiel.

Es sah tatsächlich so aus, als ob ich nach Hause fahren müsste

Während des Praktikums bekam Jette Probleme. Jette konnte ihre Hündin nicht mit ins Praktikum nehmen, sodass Freunde und Jettes Exfreund die Hündin während ihrer zweiwöchigen Abwesenheit abwechselnd betreuen mussten. Sehr überraschend wurde die Hündin aber läufig. Jette berichtet:

> *„Sie ist mal eben 14 Tage zu früh dran mit der Läufigkeit... Ich bekam abends um halb elf einen Anruf: »Wann kannst du kommen und deine Hündin abholen?«... und dann sollte ich ja plötzlich das eine und das andere und das dritte und das vierte machen. Wenn ich frage, kommt zuerst: »Ja, doch, ich passe gerne auf deine Hündin auf«, und dann plötzlich »Ja, aber, sie ist läufig« oder »Ähm, weißt du was, ich hatte tatsächlich gerade vergessen, dass ich zu einem Geburtstag muss«... Den ersten [Anruf] bekam ich ja um halb elf Uhr abends, dann, ähm, wieviel Uhr war das? Um halb sieben am nächsten Morgen bekam ich eine SMS: »Und, was hast du dir überlegt?«“*

Jette erklärt, warum ihre Freunde sie derart unter Druck setzten, damit sie ihre Hündin abholt:

> *„Das Problem mit dem befreundeten Paar, das ich hatte, war ja, dass die erstens einen Hund haben, und zweitens haben sie Teppichboden in der ganzen Wohnung, der auch alles aufsaugt, also die wollten sie einfach gerne so schnell wie möglich loswerden.“*

Jette stand unter Druck und war gestresst, weil sie keine schnelle Lösung für das Problem finden konnte, wer auf ihre läufige Hündin aufpassen konnte. Jette hatte nicht die finanziellen Mittel, um ihren Hund während des Praktikums in eine Hundepension zu geben. Sie sah also schon kommen, dass sie das Praktikum abbrechen müsste:

> *„Also das, das sah tatsächlich aus, als ob ich nach Hause fahren müsste... Ich wollte aber gerne das Praktikum machen!“*

Dass Jette eine Lösung für die Betreuung ihrer Hündin finden musste und gleichzeitig lernen sollte, ihre Bedürfnisse klar zu formulieren, führte dazu, dass sie sich dafür entschied, sich Thomas und Lotte anzuvertrauen:

„Gestern Morgen habe ich dann gedacht, okay, bevor wir anfangen zu arbeiten und alle möglichen Leute überall sind und ich keinen mehr finden kann und es auch keine Ruhe gibt um zu reden, dann machen wir das lieber gleich, also, ähm, musste ich gestern früh beim Frühstück zu ihm [Thomas] sagen: »Ich muss mal eben mit dir reden«... weil ich, ich konnte für die nächsten Tage keinen finden, weil sie läufig ist, also die Leute.... Ähm, ich habe wirklich versucht, dieses Gespräch mehr und mehr und mehr zu hinauszuzögern in der Hoffnung, dass vielleicht irgendjemand kurz, aaah, kommen würde und sagen, das [Hundesitting] möchte ich gerne übernehmen, aber...“

Es war nicht einfach für Jette, Thomas und Lotte zu erzählen, dass sie ein akutes Hundebetreuungsproblem hatte. Sie versuchte, „*dieses Gespräch mehr und mehr und mehr hinauszuzögern in der Hoffnung“*, dass das Problem sich von selbst lösen würde, und erzählt auch eher abrupt, wie sie ihnen beim Frühstück von ihrem Problem erzählte. Die beiden antworteten, dass sie keinen Platz und nicht die Möglichkeit dafür haben, den Hund während des Praktikums unterzubringen. Sie meinten aber auch nicht, dass der Hund ein Hindernis dafür darstellen sollte, dass Jette sich auf ihr Praktikum und ihre Ausbildung konzentriert. Die Gastgeber waren sehr gerne dazu bereit, Jette beim Finden einer Lösung für das Problem zu unterstützen. Und es fand sich schließlich doch eine Lösung, bei der die Hündin in einer Hundepension untergebracht werden konnte, sodass Jette auch die letzte Woche des Praktikums absolvieren konnte. Jette drückt Thomas und Lotte gegenüber große Dankbarkeit dafür aus, dass sie ihr bei der Lösung ihres Problems behilflich waren: „*Ich bin euch sehr dankbar für eure Hilfe!“*

Thomas kommentiert: „*Aber das ist lustig, dass man diese Aufgabe als Praktikumsgastgeber auch mit dazu bekommt!“* Und Lotte ergänzt: „*Das ist lustig, sowohl du [Jette] als auch wir, nicht? Wir lernen dadurch alle etwas.“*

Dass die Gastgeber darauf eingestellt sind, mit Problemen der Praktikant:innen umzugehen, folgt zum Teil daraus, dass sie sich dafür entschieden haben, die Praktikant:innen in das Familienunternehmen zu integrieren und mit in die Familie aufzunehmen. Aber Thomas findet es trotzdem „*lustig*, als *Praktikumsgastgeber“* Zeit und Energie darin investieren zu müssen, eine Lösung für Jettes Hundeproblem zu finden. Damit hatte er nicht gerechnet. Lottes Fazit ist, dass „*beide“* Parteien, sowohl Jette als auch das Gastgeberpaar, aus der Lösung des Hundeproblems „*gelernt haben“*.

Ich möchte gerne eine Pension für misshandelte Tiere eröffnen - wir müssen heute eine Hundeaufgabe lösen

Jettes Engpass bei der Betreuung ihrer Hündin während ihres Praktikums führte zu einem umfangreicheren Gespräch mit Thomas und Lotte über ihre Zukunft, Ausbildung und Berufswünsche. Jette erklärt:

> *„Die Abendstunden habe ich hier oft am Telefon verbracht: »Ja aber, ähm... du kannst also nicht mehr auf meinen Hund aufpassen?« Und deshalb sind ja wir ja dann auf das Pensionsthema zu sprechen gekommen."*

Jette berichtete ihren Gastgebern von ihrem Traum, sich selbstständig zu machen und eine Hundepension zu betreiben, und dass sie die Ausbildung als Tierpflegerin besucht hatte, die aber kurz vor ihrer Abschlussprüfung geschlossen wurde. Thomas erzählt von dem Gespräch mit Jette:

> *„Wir haben dann darüber gesprochen, wie wir dazu [zu einem eigenen Unternehmen] gekommen sind, und dann erzählte Jette von ihrem Traum, dass es etwas mit Tierpflege sein sollte."*

Jette ergänzt:

> *„Ja, ich möchte gerne eine Pension für misshandelte Tiere eröffnen, damit sie in Re - wie heißt das? - Rehabilitation kommen können, und sich bei Menschen wieder wohlfühlen und so... Das war sehr lange ein Traum, anfangs ganz von Kindesbeinen an, etwas mit Tieren zu tun zu haben. Je mehr ich also mit Tieren zu tun hatte, desto mehr begann ich darüber zu lesen, und dann hat dieser winzig kleine Traum ja angefangen, sich mehr und mehr zu entwickeln."*

Jette berichtet, dass sie sich früher bereits um einen Hund gekümmert hat, der Probleme hatte:

> *„Ich hatte früher einen Hund aufgenommen, der Angst vor Verkehr und fremden Menschen hatte, ähm, wenn ich mit dem Gassi war, dann riss er mir die Leine aus der Hand, und dann war er verschwunden, oder wenn ich Besuch bekam, dann saß er im anderen Ende vom Haus und kam nicht aus der Ecke gekrochen, bevor die wieder weg waren, und es endete so, dass er draußen ohne Leine neben mir ging, oder der erste an der Tür war, wenn jemand klopfte. Das führte sozusagen dazu, dass die Lust größer wurde, auch weil man währenddessen die Entwicklung der Tiere sehen kann, dass es ihnen tatsächlich besser und besser geht und sie sich freuen, sobald sie sich sozusagen wieder sicher fühlen. Er wurde vor, ich glaube, 2-3 Jahren, an eine junge Dame weiterverkauft, die in Næstved wohnte. Sie hatte gerade mit ihrem Freund Schluss gemacht und war in eine neue Wohnung gezogen und fühlte sich etwas alleine, ihr fehlte Sicherheit."*

Jette hatte großen Erfolg damit, einen Hund bei sich aufzunehmen, der *„Angst vor Verkehr und fremden Menschen“* hatte, und bei dem es ihr gelang, ihn zu rehabilitieren, wie sie es nennt, sodass es ihm *„besser und besser“* ging und er sich am Ende so sicher fühlte, dass sie ihn an eine Dame weiterverkaufen konnte, die plötzlich allein war und sich einen Hund wünschte. Dieser Erfolg hat Jette in ihrem Traum von der Selbstständigkeit und der Hundepension bestärkt.

Als Jette den Gastgebern von ihrem Traum erzählt, sich selbstständig zu machen und eine Hundepension aufzubauen, hören sie Jette zu und helfen ihr, ihn greifbarer zu machen. Thomas erzählt von den Gedanken, die er sich gemacht hat, als Jette ihm von ihrem Traum erzählt hat:

> *„Da waren natürlich meine Erfahrungen, wo ich sofort daran gedacht habe: ähm, du hast Ideen, du hast Wünsche, und ich habe Erfahrungen, und dann dachte ich: Wir haben heute eine Hundeaufgabe zu lösen. Und dann haben wir sofort geguckt, ist das nicht vielleicht etwas, das zu deinen Träumen, Wünschen usw. passen könnte, ähm, und dann haben wir innerhalb von 10 Minuten einen, ähm, Unternehmensplan auf die Beine gestellt.“*

Das Gastgeberpaar hört Jette zu, als sie von ihren Träumen und Wünschen von der Hundepension berichtete und betrachtete diese als so ernsthaft, dass sie sich sofort entschieden, die Idee genauer zu diskutieren: *„Wir haben heute eine Hundeaufgabe zu lösen.* Der Ausgangspunkt war, dass Jette *Träume, Wünsche und so weiter“* hatte und die Praktikumsgastgeber *„Erfahrungen“* damit hatten, einen selbstständigen Familienbetrieb von Grund auf aufzubauen. Das führte dazu, dass die Gastgeber und Jette einen *„Unternehmensplan“* niederschrieben.

Jette erzählt von den Elementen des Unternehmensplans:

> *„Mit Pension, einem Hunde-Katzen-Hotel, das alles bezahlt, und dann ein Tierasyl daneben, wo du die Tiere betreuen kannst, die, u- wie heißt das? - unpässlich geworden sind.“*

Als Teil des Plans wurde auch diskutiert, wo sich die Pension befinden sollte. Jette berichtet von ihren Abwägungen zum Standort der Hundepension. Zur Konkretisierung von Jettes Traum von einer Hundepension stellte das Gastgeberpaar eine Reihe von Fragen zu ihrer Idee, die Jette dazu brachten, über einige Aspekte wie z.B. den Standort der Hundepension genauer nachzudenken. In dem Zusammenhang findet Jette heraus, dass es nur 12 Minuten von ihrem Wohnort entfernt eine andere Hundepension gibt. Sie denkt über Zugangswege zur Pension nach und denkt unmittelbar, dass diese in der Nähe einer Autobahn gelegen sein sollte, verwirft dies aber wieder, weil sie denkt, dass dieser Standort für die Tiere nicht gut wäre:

„Wie ich herausgefunden habe, liege ich 12 Minuten, oder da, wo ich wohne, das liegt 12 Minuten von einer anderen Pension entfernt. Das ist ein bisschen dumm, also das ist sehr, sehr dicht an einem Konkurrenten, ähm, dass es ansonsten gerne in der Nähe einer Autobahn liegen sollte. Ich persönlich, wieder wegen der Tiere, würde sagen, Landleben ist wahrscheinlich besser, dann stößt du nicht mit großem Verkehr zusammen."

Jette wurde auch dazu befragt, aus welchem Gebiet und Abstand die Kunden kommen sollten und bekam die Frage gestellt, *„warum Menschen aus Kopenhagen Gebrauch von ihren Dienstleistungen machen sollten?"* Andere Fragen waren: *„Bietest du einen Service, wie zum Beispiel einen Abholdienst bei den Kunden zu Hause an? - Bringst du das Tier auch nach dem Urlaub wieder zurück?"*

Jette berichtet von ihren Überlegungen dazu, welchen Service die Hundepension anbieten sollte:

„Weil wir darüber gesprochen haben, es attraktiv für die Menschen zu gestalten und [damit sie] sozusagen Lust haben, ihre Tiere dort abzugeben, ähm, sollte es gerne, ähm ja, entweder über Service, Abholservice, Bringservice - das klingt wie ein Pizzabote (lacht)."

Jette trug ebenfalls zur Konkretisierung der Dienstleistungen der Hundepension bei:

„Das Aktivitätsniveau [für die Tiere in der Pension] *ist an die Rasse angepasst."*

Thomas war beeindruckt von Jettes Beschreibung davon, wie sie mit den Tieren in der Hundepension umgehen würde:

„Jette hat heute beschrieben: Wie gehe ich mit den Tieren um, die bei mit zu Gast sind, sodass ich dachte: Wow, da fehlt nur noch ein Standort!"

Thomas erzählt, was er selbst in erster Linie zur Diskussion beigetragen hat:

„Ich schaute mir das Unternehmerische an, und dabei hauptsächlich, wie man Leute zu Kunden machen kann."

Jettes Problem mit der Hundebetreuung während des Praktikums führte dazu, dass sie sich entschied, von ihrem Traum von der Eröffnung einer Hundepension zu berichten. Jettes Gastgeber wiesen ihren Traum nicht zurück, sondern nahmen Jettes Traum ernst und investierten ihre Zeit, um Jette dabei zu helfen, die Idee zu konkretisieren und mit Jette zusammen den ersten Unternehmensplan auszuarbeiten.

Ich bin mir nicht zu 100 Prozent sicher, dass du die Ausbildung brauchst

Als Teil der Diskussion, die Jette mit dem Gastgeberpaar über ihren Traum von der Hundepension führte, wurde auch diskutiert, welche Kompetenzen man mitbringen muss, selbstständig zu sein. Die Praktikumsgastgeber erklären, dass sie zwar beide eine Ausbildung haben, ihre Ausbildungen aber nicht auf den Betrieb eines Unternehmens ausgerichtet sind, wie sie es heute besitzen:

> *„Wir haben keine Hotel-, Restaurant-, Caféausbildung. Die haben wir nicht. Wir haben keine Segelmacherausbildungen... im Prinzip sind wir nicht darin ausgebildet, was wir machen, im Gastgebergewerbe... Vieles davon ist Instinkt und Lebenserfahrung und darauf hören, was die Leute sagen, nicht wahr? Und versuchen, sich weiterzubilden und zu lesen. Du machst das nicht, wenn du 21 bist, so eine Firma, wie wir sie hier haben, das kannst du nicht schaffen, wenn du 21 bist."*

Jette überlegt, ob eine Ausbildung wohl nötig ist, um eine Hundepension zu betreiben:

> *„Ich bin nicht zu 100 Prozent sicher, dass du dafür die Ausbildung brauchst, ähm, meine Vermutung ist, dass man es muss, weil ich durch Erfahrung weiß, dass zum Beispiel Tierhändler, die, die Futter verkaufen und all das, die dürfen keine Tiere verkaufen, wenn sie keinen Tierpfleger angestellt haben, und deswegen würde ich tippen, dass man das wahrscheinlich auch muss, wenn man ein Projekt startet wie dieses hier."*

Jettes Überlegungen dazu, ob man einen Abschluss als Tierpfleger/in benötigt, um eine Hundepension zu betreiben, führen zu dem Ergebnis, *„dass man das wahrscheinlich auch haben muss"*, wenn man eine Hundepension betreibt.

Thomas berichtet von den Hindernissen, denen sie in den ersten Jahren nach Unternehmensgründung begegneten, weil sie rein formal nicht die nötigen Kompetenzen mitbrachten: Thomas berichtet u.a., dass er *„im ersten Jahr einen Kapitän anstellen musste, weil ich mit meinen Papieren nicht selbstständig segeln durfte".* Im Laufe des Jahres absolvierte Thomas die erforderliche Ausbildung, um danach selbst segeln zu dürfen. Seine Empfehlung an Jette ist also: *„Es ist wichtig, dass du die Chance bekommst, deine Ausbildung abzuschließen*[18]*"*.

Jette selbst meint, dass sie viele verschiedene Dinge ausprobiert hat. Sie hat sich in verschiedenen Ausbildungen und Jobs versucht:

[18] In Dänemark dauert die Ausbildung zur Tierpflegerin 3½ Jahre.

„Ich war sowohl IT-Technikerin, Technische Designerin, Konditorin, Tierpflegerin, ähm, Goldschmiedin, ähm, was noch, Servicemitarbeiterin im lokalen Fakta [Supermarkt]... ich bin bereits ausgebildete Wohnstylistin und Dekorateurin, Ausbildung im Selbststudium, wo du die Aufgaben per Mail bekommst, und so, dann machst du die Aufgabe, schickst sie zurück."

Abgesehen vom Online-Selbststudium zur Wohnstylistin und Dekorateurin hat Jette keine der Ausbildungen abgeschlossen. Jette hat als Wohnstylistin und Dekorateurin nicht gearbeitet. Dies ist auf die Schwierigkeiten bei der Arbeitssuche zurückzuführen:

„Rein privat gesehen, zu irgendeinem Kunden rauszugehen und deren Haus einzurichten und all das, daran haben viele Menschen hier unten kein Interesse oder können es sich nicht leisten, und ladenbezogen, die großen Ketten, zum Beispiel sowas wie Imerco und so, deren Aufmachung in den Fenstern [und] der Grund dafür, dass die sich fast immer ähneln, das ist, weil sie Festangestellte haben, und die Chance dafür, dass die ausgetauscht werden, ist nicht immer gerade groß."

Jette erklärt die Probleme, Arbeit als Wohnstylistin oder Dekorateurin zu finden, damit, dass Privatpersonen in der Region, in der Jette lebt, nicht an Hilfe bei der Einrichtung ihrer Wohnungen interessiert seien und die Ladenketten fest angestellte Dekorateure hätten, die nicht oft ausgetauscht werden. Es gibt deshalb nur wenige Jobmöglichkeiten auf dem lokalen Arbeitsmarkt.

Außer der Ausbildung als Wohnstylistin und Dekorateurin ist die Tierpflegerausbildung, zu der Jette durch ihren Lebenstraum von der Betreuung und Rehabilitation von Tieren motiviert wurde, die einzige Ausbildung, die sie nicht selbst abgebrochen hat.

Zukunft

Durch das Gespräch mit Thomas und Lotte über ihre Wünsche, Ideen und Zukunftsvorstellungen wurde Jettes Traum von der Ausbildung zur Tierpflegerin und der Eröffnung ihrer eigenen Hundepension wieder aktuell. Es war ein Traum, der für sie zerbrochen war, weil der Ausbildungsgang zur Tierpflegerin in der Produktionsschule, die sie besuchte, geschlossen wurde, und weil sie nicht darauf eingestellt und nicht dazu bereit war, in die Stadt zu ziehen, in der sie die Ausbildung hätte fortsetzen können.

Im Gespräch mit ihrem Praktikumsgastgeberpaar wägt Jette ab, ob es nötig ist, die Ausbildung als Tierpflegerin abzuschließen, um eine Hundepension zu eröffnen, kommt aber zu dem Schluss, dass dies vermutlich erforderlich sei. Das Gastgeberpaar empfiehlt Jette, die Ausbildung abzuschließen und zeigt - in Hinblick auf ihre eigenen Erfahrungen bei der Gründung eines Unternehmens - auch auf, dass dies einer gewissen Lebenserfahrung bedarf.

Jette denkt nach dem Gespräch mit Thomas und Lotte noch einmal über ihre Zukunftsperspektiven nach. Sie möchte gerne eine Hundepension eröffnen, macht sich aber auch Sorgen, was aus ihrer Zukunft wird, wenn dies nicht gelingt. Sie kommt zu dem Schluss, dass es von Vorteil wäre, auf eine Ausbildung zurückgreifen zu können, wenn sich der Traum von einer Hundepension nicht erfüllen sollte:

> *„Ääh, es kann gut sein, dass ich eine Ausbildung zur Konditorin mache, ja, dann habe ich wenigstens etwas zu tun, bis - wenn es mit der Pension nichts werden sollte."*

Jette sagt spricht plötzlich von der Möglichkeit, eine Ausbildung *zur Konditorin* zu absolvieren. Jette kennt die Ausbildung ein bisschen, hat aber bisher nicht davon gesprochen, dass sie daran interessiert wäre, Konditorin zu werden. Die Aussage ist also mehr als ein Signal zu verstehen, dass sie meint, dass es von Vorteil wäre, „*wenigstens etwas zu tun zu haben"*, bis sie ihre Hundepension bekommt. Aber sie ist auch unsicher. Ihre Unsicherheit, ob sie es schaffen kann, sich den Traum von der Hundepension zu erfüllen, äußert sich, indem sie erst „***bis**"* sagt, um es kurz danach umzuändern in ein „***wenn** es mit der Pension nichts werden sollte"*. Die Aussage zeigt, dass Jette auf der einen Seite daran glaubt, dass sie ihren Traum von der Hundepension umsetzen kann (*bis*), auf der anderen Seite aber auch unsicher ist, ob sie den Traum umsetzen kann (*wenn*).

Dass Jette eine Ausbildung abschließen möchte, damit sie etwas zu tun hat, bis sie die Hundepension eröffnen kann, oder einen Plan B hat, wenn sich dies nicht umsetzen lässt, wird dadurch bestätigt, dass sie sich vorstellen kann, dass sie eine gymnasiale Ausbildung auf einem Handelsgymnasium absolviert:

> *„Ach ja, und dann habe ich immer die Philosophie gehabt, also, es kann gut sein, dass ich dann das Handelsgymnasium mache, aber dann habe ich wenigstens das Gymnasium."*

Jette absolviert eine Ausbildung zur Handelsassistentin. In diesem Zusammenhang könnte es ein relevantes Ziel für Jette sein, nach Abschluss ihrer Ausbildung das Abitur auf dem Handelsgymnasium zu machen. Aber genau wie bei ihrer Aussage, dass sie vielleicht eine Ausbildung zur Konditorin absolvieren möchte, ist dies wahrscheinlich hauptsächlich eine weitere Ausprägung davon, dass Jette „*immer die Philosophie"* gehabt hat, dass sie gerne einen Abschluss haben möchte, auf den sie zurückgreifen kann, wenn ihr Zukunftstraum von einer Hundepension scheitern sollte: „*Dann habe ich wenigstens das Gymnasium [Abschluss]."*

Jette beendet ihre Überlegungen mit dem Fazit:

> *„Ja ja, ich weiß nicht, wo das mit mir endet, aber irgendwas wird aus mir schon werden."*

Nachtrag:

Jette ging nach Roskilde, um ihre KUU-Ausbildung dort abzuschließen

Der Projektband stellt 8 Fallstudien vor, bei denen benachteiligte Jugendliche aus der Berufsvorbereitung in Deutschland und Dänemark einen Einblick in ihre Perspektive auf ihr Leben und ihre Erfahrungen von und ihren Blick auf Arbeit geben.

Aus dieser lebenswelt- und subjektorientierten Perspektive wird deutlich, unter welchen sozialen und persönlichen Bedingungen die Jugendlichen, die wir im Projekt JUMP kennengelernt haben, aufwachsen und mit welchen Hoffnungen, Herausforderungen und Verunsicherungen sie sich auf ihren Weg ins Erwachsenen- und Arbeitsleben machen. Die Studien weisen damit auch auf die strukturellen Möglichkeiten, Grenzen und Erfordernisse der Steuerung am Übergang Schule-Beruf hin und öffnen einen Reflexionsraum über die individuelle und gesellschaftliche Bedeutung von Arbeit.

BAW Bildungs- und Arbeitswerkstatt Südtondern gGmbH

BQL Perspektiven entwickeln – Erfolge möglich machen

Roskilde Universitet

Europa-Universität Flensburg
Institut für Erziehungswissenschaften
Abteilung Erziehungswissenschaft

FGU LOLLAND FALSTER